Das

Theater des Auslandes.

In Bearbeitungen

von

W. Friedrich.

Vierter Band.

Mit einem colorirten Titelbilde.

Den Bühnen gegenüber als Manuscript gedruckt.

Hamburg, 1852.

Verlags-Comptoir.

Digitized by Google

Der natürliche Sohn.

Schauspiel in vier Aufzügen und einem Vorspiele in einem Aufzuge,

von

Alexander Dumas (Sohn).

Deutsch von

P. J. Reinhard.

Personen:

Clara Vignot.	Jakob.
Henriette Sternay.	Marquis von Orgebac.
Die Marquise.	Aristide Freßard.
Hermine.	Lucien.
Madame Gervais.	Dr. Blanchard, Arzt.
Carl Sternay.	Diener.

Das Vorspiel spielt 1819 in Paris. Der erste Aufzug in Ingouville, bei Madame Sternay. Der zweite Aufzug in Havre, im Hotel de France. Der dritte Aufzug bei dem Marquis von Orgebac, auf dem Lande, nahe bei Paris. Der vierte Aufzug bei Clara Vignot in Paris.

Vorspiel.

(Bei Clara. — Sehr einfaches, aber äußerst wohnlich und behaglich eingerichtetes Zimmer. — Thüre im Hintergrunde, welche zur Treppe führt. — Seitenthüren, links zu Madame Gervais, rechts zu Clara's Zimmer. — Kamin im Hintergrunde. — Mahagonimöbel. — Stickrahmen ꝛc. ꝛc.)

Erster Auftritt.

Lucien. Madame Gervais.

Lucien (auftretend). Guten Morgen, Madame Gervais.

Mad. Gervais. Guten Morgen, Herr Lucien.

Lucien. Wie befindet sich das Kind?

Mad. Gervais. Besser, viel — viel besser.

Lucien. Herr Blanchard hat das Kind gewiß mit vieler Sorgfalt behandelt? —

Mad. Gervais. Oh gewiß! — Ausgezeichnet! —

Lucien. Er ist ein ausgezeichneter Mann und ein sehr geschickter Arzt. —

Mad. Gervais. Und Sie haben sich nur deshalb hierher bemüht, um sich nach unserem kleinen Jakob zu erkundigen? Sehr liebenswürdig von Ihnen.

Lucien. Ich hatte keinen weiten Weg zu machen, da ich im Hause wohne.

Mad. Gervais. Dessen Eigenthümer Sie sind — man würde freilich keine Ahnung davon haben, wenn man es nur durch Ihre Zinsquittungen erfahren sollte, denn diese muß man Ihnen erst dreimal abfordern, bevor Sie sie geben.

Lucien. Es ist so lästig, seinen Zins zu bezahlen! Und dann — unter Freunden legt man sich keinen Zwang auf.

Digitized by Google

Mad. Gervais. Unter Freunden? Sie gehen wohl zu weit!

Lucien. Sollte Ihre Nichte keine Freundschaft für mich hegen? Sie würde großes Unrecht haben, denn ich fühle sehr viel Freundschaft für sie.

Mad. Gervais. Eines ist gewiß — daß sie weit mehr und besser Ihre Freundin ist, als die Leute, welche sich Ihre Freunde nennen, und Sie das Leben führen lassen, welches Sie führen.

Lucien. Was für ein Leben denn, Madame Gervais?

Mad. Gervais. Ich wette, daß Sie gewiß jetzt erst nach Hause kommen?

Lucien. Nun ja.

Mad. Gervais. Um 11 Uhr Vormittags!

Lucien. Das beweist, daß ich heute sehr frühzeitig ausgegangen bin.

Mad. Gervais. Mit weißer Cravate und in seidenen Strümpfen — es beweist, daß Sie gestern Abend nicht nach Hause gekommen sind.

Lucien. Das habe ich ganz vergessen.

Mad. Gervais. Sie sehen sehr übernächtig aus —

Lucien. Ach! Jugend muß austoben!

Mad. Gervais. Auf diese Art wird sie sehr geschwind ausgetobt haben.

Lucien. Nun, und Sie?

Mad. Gervais. Ich!

Lucien. Ja; wohin gingen Sie denn gestern Abend, gegen die Vorstadt Saint-Denis zu?

Mad. Gervais. Ich ging in die Vorstadt Saint-Denis.

Lucien. Was hatten Sie da zu thun?

Mad. Gervais. Ich trug eine Stickarbeit in das Magazin, an der Ecke des Boulevard's.

Lucien. Wer hat denn diese Stickarbeit gemacht?

Mad. Gervais. Wer? Clara, meine Nichte, Sie wissen es wohl.

Lucien. Solche Stickarbeit muß wohl nicht viel einbringen?

Mad. Gervais. Wenn Leute wie Sie, die gewissen Frauen, welche nichts thun, so leichthin vieles Geld geben, wüßten, wie viel Mühe es einer Frau kostet, die arbeitet, um 20 Franken zu verdienen, dann würden sie Gewissensbisse haben, mein Ehrenwort darauf! Ihre einzige Entschuldigung ist, daß sie es nicht wissen.

Lucien. Verkaufen Sie mir Stickarbeiten, ich wünsche mir gar nichts Besseres, als welche zu kaufen.

Mad. Gervais. Man bietet Ihnen keine an.

Lucien. Wenn ich sie aber nöthig brauche —

Mad. Gervais. Sie? Und für wen?

Lucien. Für jene Damen, welche nichts thun. Ich werde Sie mit Waaren abfinden, statt mit baarem Gelde, sie werden wüthend sein! — Nein, ich scherze nicht; verkaufen Sie mir Halsbinden und Manchetten, ich habe sie wahrhaft nöthig; ich habe eine Bestellung; ich werde sie Ihnen nach Werth bezahlen. Geben Sie mir den Vorzug.

Mad. Gervais. Herr Lucien, ich bin schlau.

Lucien. Sie sind Frau.

Mad. Gervais. Ich bin es wenigstens gewesen, und ich sehe, daß sie gut sind.

Lucien. Nur Dummköpfe sind nicht gut.

Mad. Gervais. Dies beweist, daß Sie Geist haben, und daß Sie wissen, was man Ihnen nicht sagt.

Lucien. Ich weiß nichts.

Mad. Gervais. Lügen Sie doch nicht.

Lucien. Gut also, ich weiß Alles .... reden wir nicht mehr davon. (Steht auf.)

Digitized by Google

Mad. Gervais. Legen Sie sich schlafen?

Lucien. Nein, ich werde mich umkleiden und ausreiten.

Mad. Gervais. Sie würden besser thun, recht tüchtig auszuschlafen.

Lucien. Dazu wird heute Abend Zeit sein.

Mad. Gervais. Oder Morgen . . . nicht wahr? — Sie werden sich umbringen . . . und für einen geistreichen Mann wird dies sehr etwas Dummes sein.

Lucien. Ich habe eine eiserne Gesundheit. (Zum Doktor, welcher eintritt). Nicht wahr, Doktor?

Zweiter Auftritt.

Vorige. Dr. Blanchard.

Doktor. Was?

Lucien. Nicht wahr, ich habe eine Gesundheit von Eisen?

Doktor. Sie? Sie sind von Stahl und Eisen.

Lucien (zu Mad. Gervais). Sehen Sie wohl — — —

Mad. Gervais (zum Doktor). Ich werde meiner Nichte sagen, daß Sie da sind. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Doktor. Lucien.

Doktor. Ah, ah! Sie machen also der Dame hier den Hof?

Lucien. Ich? Nicht im Geringsten.

Doktor. Man sagt es jedoch.

Lucien. Man thut Unrecht.

Doktor. Sie ist hübsch . . .

Lucien. Ja.

Doktor. Und dann hat sie auch das Aussehen einer recht guten, kleinen Frau.

Lucien. Vortrefflich! Aber sie wird mich nicht wollen, und ich denke nicht an sie. Ueberdies hat sie ihren Gatten, den sie anbetet.

Doktor. Ist sie wirklich verheiratet?

Lucien. Weshalb nicht? Es gibt wirklich verheiratete Frauen! . . . Wie Sie mich betrachten, mein lieber Doktor!

Doktor. Sie sollten sich besser pflegen.

Lucien. Wahrhaftig!

Doktor. So stark man auch sein mag, muß man sich doch ein Bischen mässigen. Warum machen Sie nicht eine Reise?

Lucien. Nach Italien?

Doktor. Ja — — — oder noch besser, heiraten Sie.

Lucien. Danke! Das ist zu weit für mich — — — Da ziehe ich Italien vor. (Zu Clara, welche auftritt.) Guten Morgen, Madame, wie befinden Sie sich heute?

Vierter Auftritt.

Vorige. Clara.

Clara. Sehr wohl. Ich danke Ihnen, Herr Lucien.

Lucien. Das Kind befindet sich also auch besser?

Clara. Wir wollen hören, was der Doktor sagen wird.

Doktor. Hat es geschlafen?

Clara. Sehr gut.

Doktor. Ein gutes Zeichen, ich gehe zu ihm. (rechts ab.)

Fünfter Auftritt.

Clara. Lucien.

Clara (dem Doktor folgend). Sie erlauben, Herr Lucien?

Lucien. Gewiß; gehen Sie.

Clara. Hätten Sie mir vielleicht etwas zu sagen?

Lucien. Nichts; nur — Sie waren gestern so traurig.

Clara. Ich war ängstlich, und in Unruhe meines Sohnes wegen.

Lucien. Allein deshalb?

Digitized by Google

Clara. Ja.

Lucien. Und heute.

Clara. Heute bin ich weniger unruhig.

Lucien. Haben Sie Nachrichten von Ihrem Gemal?

Clara. Ich erwarte ihn im Laufe des Tages.

Lucien. Gehen Sie zum Doktor Blanchard. (Drückt ihr die Hand.)

Clara. Sie haben das Fieber.

Lucien. Ich glaube es wohl . . . ich habe 85 Pulsschläge in der Minute, 16,000 Pulsschläge zu viel des Tages; das ist hübsch, ich habe die Berechnung gemacht.

Clara. Aber alsdann sind Sie krank.

Lucien. Sehr krank.

Clara. Wie Sie das sagen?

Lucien. Wie wünschen Sie, daß ich's sagen soll?

Clara. Sie müssen sich pflegen; ich werde den Doktor rufen.

Lucien. Unnütz, er kann nichts dafür thun. Ich weiß besser als er, was mir fehlt.

Clara. Was fehlt Ihnen denn?

Lucien. Es ist ganz einfach: ich bin der Sohn eines Vaters, der in seinem dreißigsten Jahre an einer Pulsadergeschwulst starb, und einer Mutter, die mit 23 Jahren an einer Brustkrankheit gestorben ist. Mit 18 Jahren war ich Herr meiner Handlungen, und mit 21 Jahren Herr meines Vermögens; das will sagen, daß ich noch Ein Jahr zu leben habe — — —

Clara. Welche Kinderei!

Lucien. Ich weiß, was ich sage. Auf Wiedersehen.

Clara. Aber — — —

Lucien. Oh! Ich bitte Sie, beklagen Sie mich nicht, und sagen Sie mir nicht, mich zu pflegen. Nichts ist langweiliger und lästiger, als sich beklagen zu hören. Ich bringe mein ganzes Leben damit zu, Leuten zu begegnen, die mir zurufen: Wie schlecht Sie aussehen. — Sie sollten sich pflegen. Was fehlt Ihnen denn? — Sie sind so blaß . . . . Es gibt auch Leute, welche Einem ansehen und nichts reden, deren Gedanken man aber in den Augen liest. Das ist aber das Allerunerträglichste, was man sich einbilden kann. Ich weiß wohl, daß ich krank bin — es thut nicht erst nöthig, mir es zu sagen; aber die gesunden Leute sind so glücklich und stolz, es zu zeigen, daß sie sich wohl befinden.

Clara. Aus Theilnahme für Sie spricht man so zu Ihnen.

Lucien. Warum nicht gar — wer nimmt wohl Theil an mir.?

Clara. Sie sind nicht nur allein krank — Sie haben einen Kummer.

Lucien. Ich hatte einen — aber das ist vorbei.

Clara. Ohne Zweifel eine Frau—?—

Lucien. Natürlich. Bei dem Kummer eines Mannes meines Alters, ist immer eine Frau betheiligt.

Clara. Und um sich zu betäuben...

Lucien. Habe ich die Nächte durchwacht — habe gespielt und wollte andere Frauen lieben. Ich konnte aber nicht vergessen und habe mich dadurch getödtet . . . so geht es immer. —

Clara. Haben Sie denn Niemand, welcher Sie liebt?

Lucien. Ich habe 50,000 Franken Renten . . . Man kann nicht Alles haben.

Clara. Es gibt jedoch gute Frauen.

Lucien. O ja — Sie . . . Wollen Sie mich lieben?

Clara. Herr Lucien — —

Lucien. Es ist ein einfacher Scherz, und nicht einmal vom besten Geschmack, aber man muß ein wenig lachen . . . Wenn ich Ihnen in dem Jahre, welches ich noch übrig habe, in irgend etwas gut und dienlich sein kann, geniren Sie sich nicht. Ach! Wenn ich eine Frau wie Sie gefunden haben

Digitized by Google

würde, als ich in das Leben eintrat .... Vielleicht würde ich Sie nicht geliebt haben ... Wir Männer sind so dumm ... Hat man gestern Abend die Spielsachen für den Kleinen gebracht?

Clara. Ja. Er errieth gleich, von wem sie kamen ... Ich danke Ihnen recht sehr.

Lucien. Das liebe Kind — es ist herzig — allerliebst ... Gehen Sie zu ihm. (Zum Doktor, der wieder auftritt.) Auf Wiedersehen, Doktor. Nicht wahr, gebratenes Fleisch, keine Gemüthsbewegungen und eine Reise nach Italien.

Doktor. Ja, ja — Sie Taugenichts!

Lucien (zu Clara). Sie erlauben, Madame, daß ich komme, um Ihnen guten Abend zu sagen?

Clara. So oft Sie wollen. (Lucien ab.) Armer Mann ...

Sechster Auftritt.

Clara. Doktor.

Doktor. Sie beklagen ihn, Madame.

Clara. Er ist sehr krank.

Doktor. Ja, denn er will sich nicht pflegen, und durchschwärmt alle Nächte. Sein Körper muß wirklich sehr kräftig sein, daß er nicht schon seit langer Zeit begraben ist. Er wird aber plötzlich zusammenbrechen und nicht wieder aufstehen.

Clara. Er weiß es wohl.

Doktor. Wahrhaftig!

Clara. Er sagte mir so eben, daß er in einem Jahre todt sein werde.

Doktor. Er täuscht sich.

Clara. Nicht wahr!

Doktor. Er wird in sechs Monaten todt sein. So überzeugt er ist, bald zu sterben, so vorbereitet er selbst auf seinen Tod sei, so glaubt jeder Mensch doch immer bei einer Krankheit, wie die des Herrn Lucien, daß er längere Zeit zu leben habe, als er wirklich hat. Von allen Gewohnheiten dieser Welt ist das Leben diejenige, welche man am schwersten aufgibt, weil es die erste ist, die man angenommen hat.

Clara. Es ist schrecklich!

Doktor. Es ist traurig!

Clara. Ich wage gar nicht mehr Sie über meinen Sohn zu befragen.

Doktor. Der hat nichts mehr zu befürchten.

Clara. Darf ich Ihnen glauben?

Doktor. Geben Sie ihm heute eine gute Suppe, morgen ein wenig Geflügel — und lassen Sie ihn ruhig gewähren; das ist Alles, was ich Ihnen sagen kann.

Clara (ihm einige Stücke Geld gebend). Hier, lieber Doktor, das Honorar für die Visiten, welche Sie uns gütigst machten; aber mit diesem Gelde bezahle ich nicht Alles, was ich Ihnen schulde. Sobald das Kind ausgehen kann, werden wir zusammen zu Ihnen kommen, um Ihnen zu danken.

Doktor. So erwarte ich Sie in 3 oder 4 Tage spätestens.

Clara. Dank für diese gute Verheißung.

Doktor. Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen, Madame.

Clara Auf Wiedersehen, Doktor. (Doktor ab.)

Siebenter Auftritt.

Clara. Mad. Gervais.

Clara (zu Mad. Gervais). Carl soll heute zurückkommen. Vielleicht wird er hier speisen. Du weißt, was er gerne ißt.

Mad. Gervais. Sei ganz ruhig, ich werde ein vortreffliches Mittagsessen bereiten. Ich habe gerade die Fleischbrühe für den Kleinen fertig. Ihr werdet um sechs Uhr essen?

Clara. Wahrscheinlich!

Mad. Gervais. Laß' mich nur machen.

Digitized by Google

Achter Auftritt.

Vorige, Aristide.

Aristide (die Thür öffnend). Darf man eintreten?

Clara. Wie, Du bist es, Aristide! Oh! Wie glücklich bin ich, Dich zu sehen. . . .

Aristide. Aristide in höchst eigener Person! Guten Tag, Gervais. Sie verändern Sich aber gar nicht.

Mad. Gervais. Sie gehen doch nicht gleich wieder fort?

Aristide. Nein. . . .

Mad. Gervais. Dann werde ich unterdessen auf den Markt einkaufen gehen. Ich komme bald wieder. (ab.)

Neunter Auftritt.

Aristide, Clara.

Aristide. Sieh mich ein Wenig an. Kann man Dich noch immer duzen?

Clara. Ja.

Aristide. Genire Dich nicht, wenn es irgend Jemand unangenehm sein sollte — — —

Clara. Niemanden, mein lieber Aristide. Alle Leute, die mich kennen, wissen, daß ich Dich wie meinen Bruder liebe.

Aristide. Du scheinst zufrieden?

Clara. Du kommst an einem guten Tag.

Aristide. Gibt es denn auch schlimme?

Clara. Es gibt wenigstens hie und da weniger gute als die andern.

Aristide. Und der Junge?

Clara. Dem geht es jetzt gut!

Aristide. War er krank?

Clara. Ja, ein starkes Erkältungsfieber. —

Aristide. Ah! der junge Herr hatte wol den Keuchhusten. Du warst gewiß sehr besorgt?

Clara. Ich habe mehrere Nächte durchwacht.

Aristide. Kann man ihn sehen?

Clara. Dort ist er.

Aristide. Und der Vater?

Clara. Kehrt heute wieder zurück!

Aristide. Jetzt erkläre ich mir Dein fröhliches, heiteres Aussehen. Er war also verreist?

Clara. Seit sechs Wochen.

Aristide. So gibt es demnach gar nichts Neues in Deinem Leben?

Clara. Nichts; und in dem Deinigen? Dein Vater vor Allem? —

Aristide. Ist noch immer Färber aber bei mir geht etwas vor.

Clara. Was denn?

Aristide. So wie Du mich hier siehst, komme ich nur nach Paris, um gewisse Papiere zu holen, um — —

Clara. Um Dich zu verheirathen? — Und wen heirathest Du?

Aristide. Ich heirathe das Notariat. . . (sich verbessernd). Ich heirathe die Tochter des Vater Chauveau.

Clara. Also die Tochter Deines Prinzipales?

Aristide. Richtig.

Clara. So viel ich mich erinnern kann, war sie hübsch.

Aristide. Sie ist es noch immer, und mehr und mehr; sie hat eine allerliebste Stülpnase, ich verabscheue diese kleinen Näschen durchaus nicht, welche sich bewegen, wenn der Mund spricht: das ist lustig, und belebt das ganze Gesicht; und sie befindet sich sehr wohl, eine Provinzgesundheit, sie ist ein wenig fett. Aber wenn man eine Frau liebt, je mehr sie — und dann ist sie rechtschaffen, und man muß nicht mit ihr über die Liebe scherzen, dann fängt sie zum Weinen an. Wenn sie mich hörte. . . .

Clara. Du liebst sie?

Aristide. Ich — ich bete sie an. . . . Sie wird mir dicke Kinder gebären, rund wie die Aepfel. . . . sie wird die Kinder selbst stillen. . . . und die Haushaltung sehr gut führen . . . . und es wird sehr viel Wäsche in den

Digitized by Google

Schränken sein, und sie wird ausgezeichnetes, eingesottenes Obst und Zuckerwerk für den Winter bereiten; so müßte wenigstens die Frau sein, wie ich sie mir träumte. —

Clara. Und Vater Chauvevau hat keine Schwierigkeiten gemacht?

Aristide. Er selbst hat mir seine Tochter angeboten. Er hat gesehen, daß wir uns liebten. Es war wol sehr sichtbar; wir trieben Abends großartig Poesie, ganz im Style Lord Byron's; wir stießen Seufzer aus, um alle Schlösser des Hauses rostig zu machen. Sie sagte zu ihrem Vater: Ich liebe ihn, ich will ihn heirathen! Der Vater antwortete: Es ist gut, heirathe ihn . . . Er nahm mich bei Seite und sagte mir: Mein Junge, ich gebe dir meine Tochter und ich verkaufe dir mein Notariat um die Hälfte, was es werth ist; du wirst bezahlen, wann du kannst. Wir umarmten uns — ich lief, um die Geschichte zugleich dem Vater Fressard anzuzeigen, welcher also sprach: So ist das, man will mich beschimpfen, halt da! Warte ein Wenig; und er hat mir dann 40,000 Franken aufgezählt! Wer hätte das geahndet! Die Färberei muß ein lasterhaftes Geschäft sein! . . . . Aber reden wir von Dir, denn Deinethalben kam ich hieher. Ich liebe Dich noch immer sehr.

Clara. Ich weiß es, mein guter Aristide.

Aristide. Deine Mutter liebte mich auch sehr. — Gute, arme Frau! Ich sehe sie noch in Tours, in ihrem kleinen Kramladen, gleich neben dem Gewölbe meines Vaters. Welche Streiche trieben wir zusammen! Und wie wir im Indigo herumplätscherten — oh! wie viele Ohrfeigen ich dafür bekam! Und der Hund des Spezereihändlers, den wir halb gelb und halb grün färbten. War der wüthend, der Spezereihändler nämlich! O glückliche Kinderzeit. Da kam plötzlich der Unglücksfall — Deine arme Mutter wurde krank — sie starb, man mußte den kleinen Handel verkaufen, um leben zu können. Du bliebst bei Deiner Tante Gervais — eine brave Frau . . . aber sie sieht nicht viel weiter als ihre Nasenspitze. Du mußtest Dich also daran machen, für Andere zu arbeiten. Du warst schon 16 Jahre alt . . . ich studirte die Rechtsgelehrsamkeit in Paris, mit 75 Franken monatlich, alles zusammen genommen, hatte also nie Geld, und aß nicht alle Tage, aber ich glaubte an die Zukunft, an diesen fantastischen Pastetenbäcker, der uns leicht über die Gegenwart wegspringen läßt, indem er uns den Zwieback zeigt, an dem man sich später die Zähne abbricht, wenn man ihn ißt. Wir haben uns aus dem Gesichte verloren, und ich fand Dich vor 4 Jahren wieder in Paris, Du weißt, unter welchen Umständen. Arme Freundin! Kurz also — jetzt bist Du glücklich?

Clara. So glücklich, als ich nur sein kann.

Aristide. Das ist keine Antwort. Wie führt sich der Vater des Kleinen auf?

Clara. Gut.

Aristide. Er liebt Dich noch immer?

Clara. Immer.

Aristide. Und er liebt seinen Sohn?

Clara. Er liebt ihn!

Aristide. Hat er ihn anerkannt?

Clara. Nein.

Aristide. Warum nicht?

Clara. Seiner Familie wegen.

Aristide. Das ist kein Grund für einen rechtschaffenen Mann.

Clara. Er wird ihn anerkennen, er hat es mir versprochen.

Aristide. Hat er wenigstens unterdessen eure Zukunft gesichert?

Clara. Ich habe nie etwas von ihm verlangt.

Aristide. Von was lebst Du also?

Clara. Ich arbeite. —

Aristide. Und dieser Mann erlaubt

Digitized by Google

in seiner Stellung, daß Du arbeitest, um seinen Sohn zu erziehen?

Clara. Oftmals hat er mir es angeboten, hat mir Geld gebracht, ich habe immer Alles zurückgewiesen. Es war genug, die Geschenke anzunehmen, welche er an Neujahrstagen, an meinem oder des Kleinen Namensfeste uns glaubte machen zu müssen. Er gab mir Alles, was Du hier siehst, und ich würde mich sehr unbehaglich fühlen, wenn ich nicht wüßte, daß er sich nur so hier heimischer fühlt, wenn er kommt, als mit den einfachen Möbeln, die ich haben könnte.

Aristide. Du hast sehr Unrecht, so zartfühlend zu sein.

Clara. Aristide!

Aristide. Ganz gewiß. Du besitzest kein Vermögen, er hat welches, es ist also seine Sache für das Kind zu sorgen.

Clara. Das Kind kostet ja so wenig. Es scheint mir, als ob das Kind weit mehr mir gehöre, wenn es nur von mir allein abhängt; so lange ich allein genügen kann, um unsere einfachen Bedürfnisse zu befriedigen, will ich zu Niemanden meine Zuflucht nehmen. Ich wünschte nicht, daß Carl auch nur einen Augenblick muthmaßen könne, es wäre irgend eine Berechnung meinerseits im Spiele. Ich glaube, daß er mich liebt, ich will, daß er mich achte.

Aristide. Er würde Dich dann nicht weniger achten, und er würde Dich mehr lieben, wenn Du ihm von Zeit zu Zeit die Pflichten in's Gedächtniß zurückriefest, welche die Vaterschaft auferlegt. . . . Ich — ich habe kein großes Vertrauen zu diesem Herrn Sternay. Ich habe überhaupt kein Vertrauen zu den Leuten, welche nicht arbeiten, die auf die Welt kommen, und ihr ganzes Leben vollkommen fertig vorfinden. Der Müßigang solcher Männer wie Sternay, ist das Unglück solcher Frauen wie Du. Ich habe ihn manchmal betrachtet, wenn er um das Schloß seiner Mutter spazieren ging, ich sah ihn auch noch mit seinem Hofmeister nach der Stadt kommen, als er noch jünger war; er band seine Halsbinde mit 15 Jahren schon viel zu gut und beschäftigte sich schon viel zu sehr mit Pferden und Hunden, so, daß ihm wol bei diesen Beschäftigungen nicht viel Zeit übrig blieb, auch auf sein Herz und sein Gemüth zu achten. Daß ein Mann aus der vornehmen Welt, der von seiner Familie abhängt, nicht auf der Selle das Mädchen heirathet, von dem er ein Kind hat, ist schon nicht sehr schön und gut, aber wenn das Kind — — wie alt ist der Kleine?

Clara. 3 Jahre.

Aristide. Aber wenn das Kind 3 Jahre alt ist . . . s'ist wahr, es sind 3 Jahre, daß ich es auf der Mairie anzeigte, am 5. Februar 1816; . . . wie die Zeit vergeht — — — also ich sagte, wenn aber das Kind schon 3 Jahre alt ist, und sein Vater hat es noch nicht anerkannt, obgleich er nicht zweifeln kann, daß es sein Kind ist, und sich die Frau so beträgt, wie Du es thust, so kann ich das nicht als gut und recht anerkennen. — Wenn nun Herr Sternay morgen stürbe, nach einem Sturze vom Pferde, oder an irgend etwas Anderem, — gleichviel — was wird dann aus Dir und dem Kinde, ohne Vermögen und ohne Namen?! Warst Du ein ehrliches Mädchen, als ihm der Gedanke gekommen ist, sich mit Dir zu beschäftigen? Ja — nicht wahr? Nun also, es gibt Verhältnisse, welche einen Mann für seine ganze Lebenszeit binden und verpflichten! Desto schlimmer für ihn! Ein Mann von 27 Jahren ist kein Kind mehr, er weiß, was er thut! Herr Sternay brachte 3 Sommermonate auf dem Schlosse seiner Mutter zu, weil er

Digitized by Google

kein Geld mehr hatte, um in Paris bleiben zu können. Am Ende des ersten Monates eines gänzlich materiellen Daseins gingen Liebesideen durch den Geist des Parisers. — Das Schloß liegt 15 Stunden von der Stadt entfernt. Nicht eine einzige junge Frau ist da, um ihr den Hof zu machen, nichts als alte Damen mit Brillen und in amaratithfarbenen Kleidern, welche in einem großem Saale mit alterthümlichem Holzgetäfel eine Partie Whist zusammen knaupeln. Das ist nicht lustig — ich gebe es zu — aber es ist nicht Deine Schuld. Eines Tages nun ging dieser junge Mann durch die Wäschkammer, um von einem Boden Fischgeräthschaften zu holen, und er bemerkt ein junges Mädchen, welches am Fenster nähte. An was hängt oft das Schicksal eines Menschen? Kurz, Du warst jung, Du warst hübsch, Du hatteſt keine Mutter mehr, welche Dich überwachte, Du arbeiteteſt um zu leben; Madame Sternay hatte nämlich eine Nähterin aus der Stadt verlangt, um die Wäsche auszubessern; — man hatte Dich ihr geschickt. 30 Sous Tagelohn, und Kost und Wohnung während eines Monats; einen solchen Gewinn konnteſt Du Dir nicht entschlüpfen lassen, und zudem war es ja auch ein vornehmes Haus! Herr Sternay hatte Jugend, Geist, Eleganz, Feuer und Beredsamkeit für sich, dazu — das idyllische Landleben und eine Gelegenheit, wie er sie traf. Du haſt geliebt, Du haſt nachgegeben; Du biſt nicht die Erste. Heute stehen die Sachen aber nicht mehr so; Du haſt ein Kind; Du lebſt wie die rechtschaffenſte Frau von der ganzen Welt; Du kosteſt diesem Manne nichts, biſt eine gute Mutter; Deinem Kinde muß eine Zukunft gesichert werden, und vor Allem muß es den Namen seines Vaters führen können. Ich bin der Pathe des Kindes; ich habe ihm nur einen Taufnamen geben können, an Herrn Sternay ist es nun, ihm einen Familiennamen zu geben. Willſt Du, daß ich zu Herrn Sternay gehe?

Clara. Einen solchen Schritt wirſt Du nicht thun. —

Aristide. Weil — — —

Clara. Weil ich in Nichts die Willensmeinung Carl's zwingen will.

Aristide. Wenn Du 100,000 Franken Renten hätteſt, glaubſt Du, daß Du nöthig hätteſt, ihn zu zwingen, Dich zu heirathen; — nein — nicht wahr? Wenn also ein Mann der Mutter seines Sohnes nur vorzuwerfen hat, nicht 100,000 Franken Renten zu haben, so ist es seine Pflicht und Schuldigkeit, sie zu heirathen, geradeso, als ob sie sie hätte.

Clara. Mein lieber Aristide, unglücklicherweise ist Carl nicht Herr aller seiner Handlungen.

Aristide. Er ist nur Herr der schlechten — ich sehe es wol.

Clara. Du beurtheilſt ihn schlecht. Wenn es nur von ihm allein abhinge, würde ich schon längſt seine Frau sein.

Aristide. Hat er es Dir gesagt?

Clara. Oft — oftmals! Ja hätte ich 100,000 Franken Renten, wie Du so eben sagteſt, so würde diese Heirath sogleich vollzogen werden; das ist nicht zweifelhaft, weil Carl's Familie mich nicht einer schmutzigen Berechnung beschuldigen könnte. Denn wenn ein junges Mädchen, welches mit einem jungen Mann von höherer Lebensstellung einen Fehler begangen hat, von diesem Manne geheirathet wird, so sagt man nicht: Sie war vertrauungsvoll oder leichtgläubig: — man sagt: Sie war listig, fein. — Ich bin kein listiges Mädchen, und will nicht, daß man es von mir sage.

Aristide. Weißt Du alsdann, was geschehen wird? Eines schönen Tages wird Dich Herr Sternay sitzen lassen, Dich und Dein Kind, und Dir wird Recht geschehen.

Digitized by Google

Clara. Du kennst ihn nicht.

Aristide. Sie sind doch Alle gleich! Jede Frau hält sich für eine Ausnahme und bildet sich ein, daß ihr nie geschehen könne, was Andern tausendmal wiederfahren. — Gehe und frage die Flüsse und die Kohlenverkäufer, wie tausende von jungen Mädchen endigten, welche ebenso wie Du sprachen, ohne die zu zählen, welche es vorzogen, zu leben, Gott weiß wie. —

Clara. Jene hatten kein Kind, wie ich, ein Kind, welches sie liebten; ich habe einen Sohn, und was auch geschehen möge, ich werde für ihn und für mich ehrenhaft fortleben.

Aristide. Was ich Dir sagte, geschah aus warmer Theilnahme für Dich.

Clara. Und ich danke Dir herzlich dafür; aber ich glaube, ich habe das beste Mittel gefunden, was Du auch sagen magst, nemlich: dem Zartgefühle und der Liebe Carl's fest zu vertrauen. So oft er einen Kummer, eine Verdrüßlichkeit mit seiner Mutter hat, die sehr strenge gegen ihn ist, kommt er, es mir mitzutheilen. Alle seine Sorgen und Kümmernisse vertraut er mir: welchen größeren Beweis von Achtung kann er mir geben? Nein, ich kenne ihn! Er ist ein schwacher Mensch; aber ein ehrlicher Mann. Und dann — liebe ich ihn, das ist meine Entschuldigung für die Vergangenheit, meine Hoffnung für die Zukunft. Kurz, ich dürfte ihm nicht glauben, wenn ich nicht volles Vertrauen zu ihm hätte. Was würde ich gewinnen, wenn ich übertriebene Forderungen zeigte, und seine Mutter gegen mich aufbrächte? Nein; gedulden wir uns, das ist das Beste, was wir zu thun haben. Verfahren wir mit Sanftmuth, damit er uns nichts vorzuwerfen hat, darin ruht unsere Sicherheit. Ueberdies habe ich durchaus keine Rechte als die, welche er mir zu geben geneigt ist. Lasse die Zeit handeln; Carl wird sehen, daß man ihn hier liebt, er wird unsere Liebe und Zärtlichkeit nicht mehr entbehren können. Unterdessen sollst Du erfahren, daß ich auch fein bin! ich lese, lerne, unterrichte mich; ich erhebe mich so viel als möglich zu der Höhe der Stellung, welche ich für mich in einer entfernteren Zukunft erträume. Er darf nicht über seine Gattin erröthen. Meine Erziehung war sehr vernachlässigt, ich beginne deshalb die meinige von Neuem, um später die meines Sohnes leiten zu können. Du kannst nicht wissen, wie viel Nutzen und Freuden ich durch mich selbst, an meiner fortschreitenden Entwickelung durch meine erwachenden Verstandeskräfte finde. Jedesmal, wenn mich Carl wiedersieht, findet er mich klüger, gelehrter, es gewährt ihm größeres Vergnügen, mit mir zu plaudern, und ich fühle sehr gut, daß seiner Eigenliebe dadurch geschmeichelt wird. Was soll ich Dir noch ferner sagen? Ich arbeite, ich warte den Kleinen; Niemand kennt mich, ich thue Niemanden Böses, lebe hier mit meiner Tante, welche immer besser für uns besorgt ist, als es eine Fremde sein würde. Mein Sohn wächst empor, er ist gerettet; er ist klug und verständig, liebt mich; ich warte, hoffe! — Raube mir daher mein Vertrauen nicht, lasse mich noch an das Gute und an die Gnade Gottes glauben!

Aristide. Reden wir nicht weiter davon — genug! Du wirst mir von Zeit zu Zeit schreiben, um mir Nachricht von Dir zu geben, und ich werde stets Dir ganz ergeben sein, in der Ferne wie in der Nähe, später wie heute.

Clara. Reisest Du bald wieder fort?

Aristide. Heute Abend; Viktoria erwartet mich. Sie sagte mir: Ich werde die Minuten zählen. — Du wirst mir schreiben.

Digitized by Google

Clara. Und wenn Deine Frau eifersüchtig ist?

Aristide. Sie weiß, daß ich Dich kenne und daß ich hieher gekommen bin, um Dich zu sehen; ich verheimliche ihr nichts. Du hast Recht, sagte sie mir, und thue Alles, was Du kannst, für das arme Mädchen.

Clara. Wenn ich also Deiner Hilfe bedarf —?—

Aristide. Herr Fressard, Nachfolger des Herrn Chauveau, Notar in Châteauroux, Indre. Und jetzt wo ist das liebe Kind?

Clara (öffnet leise die Thüre rechts). In meinem Zimmer.

Aristide (sieht ins Zimmer). Ist es der junge Herr dort, der mit einem Hanswurst im Arme schläft?

Clara. Ja.

Aristide. Prächtiger Junge; in der That, wie sollte man auch nicht dieses kleine Wesen anbeten? Wie schön er schläft, erwecken wir ihn nicht; man sieht, daß er krank war, aber es wird nichts zu bedeuten haben. (Schließt sachte die Thüre. Während dem tritt Carl Sternay auf.)

Zehnter Auftritt.

Vorige. Carl.

Carl. Clara!

Clara (mit einem Freudenschrei). Endlich!

Carl. Sei vorsichtig, wir sind nicht allein.

Clara (leise). Es ist Aristide Fressard, ein sehr guter Freund von mir, ein Gefährte der Kindheit, von dem Du mich so oft hast reden hören; Jakobs Pathe.

Carl (grüßend). Mein Herr!

Aristide (ebenso). Mein Herr! Lebe wohl, Clara!

Clara. Lebe wohl, mein theurer Freund.

(Aristide ab.)

Eilfter Auftritt.

Clara. Carl.

Clara. Nun, Du Böser, sechs Wochen läßt Du mich hier allein, ohne mich zu sehen.

Carl. Eine Reise, welche ich nothgedrungen unternehmen mußte; ich habe es Dir geschrieben, — Du hast wohl noch gestern einen Brief von mir empfangen?

Clara. Ich beklage mich nicht; nur wäre das Kind beinahe gestorben . . . wenn es gestorben wäre, ohne daß Du es wiedergesehen hättest! Glücklicherweise ist keine Gefahr mehr, aber ich hatte große Angst. Komm', umarme es, wenn ich Dich noch einmal umarmt habe. (Umarmt ihn.) Komm jetzt.

Carl. Sogleich; — hat Herr Fressard nicht gesagt, daß es schläft? Ueberdies habe ich mit Dir zu sprechen.

Clara. Laß' hören, was hast Du mir zu sagen? Weißt Du, daß ich, wenn ich gestern keinen Brief von Dir empfangen hätte, heute abgereist wäre?!

Carl. Nach — ? —

Clara. Nach dem Schlosse Deiner Mutter.

Carl. Wer hatte dir gesagt, daß ich dorten war?

Clara. Ich vermuthete es, es ist die Zeit, wo Du früher immer hingingst; beruhige Dich; man würde mich nicht gesehen haben; ich hätte Dich wissen lassen, wo ich wäre, und nachdem ich Dich umarmt hätte, würde ich wieder fortgegangen sein. Aber Du hast mir etwas zu sagen, was ist es?

Carl. Du versprichst mir vernünftig zu sein?

Clara. Um was handelt es sich?

Carl. Wir haben plötzlich einen großen Theil — den größten Theil unseres Vermögens verloren, und ich bin genöthigt, Frankreich zu verlassen.

Clara. Und Du gehst?

Digitized by Google

Carl. Nach Amerika.

Clara. Allein?

Carl. Allein!

Clara. Ich reise auch fort, nichts fesselt mich an Frankreich.

Carl. Unglücklicherweise weiß ich nicht, in welchem Theil von Amerika ich mich bleibend aufhalten werde. Ich werde viel reisen, um die letzten Trümmer unseres Vermögens zu sammeln, wie ich es seit 6 Wochen in Frankreich und England gethan habe; denn Du täuschtest Dich; ich brachte den vergangenen Monat nicht bei meiner Mutter zu.

Clara. Du sagtest es mir bei Deiner Abreise.

Carl. Um Dich nicht zu erschrecken. In jenem Augenblicke kannte ich das Mißgeschick, welches uns betroffen, noch nicht, es wurde uns erst nachdem mitgetheilt. Wenn wir nun statt drei Viertel zu Grunde gerichtet zu sein — was auch geschehen kann — ganz ruinirt sind, so werde ich arbeiten müssen.

Clara. Ein Grund mehr, Dich zu begleiten. Ich werde auch arbeiten. Je unglücklicher Du sein wirst, umsomehr ist es nöthig, daß Du Jemanden in Deiner Nähe hast, der Dich liebt, Dich ermuthigt, Dich tröstet. Wo wirst Du ein Herz finden, welches Dich besser zu lieben versteht, als das meinige? Ich segne dieses Unglück, da es uns näher bringt.

Carl. Ich kann Dein Opfer nicht annehmen; was würde aus Deinem Sohne, entfernt von Dir, werden?

Clara. Wir nehmen ihn mit.

Carl. Ein Kind von drei Jahren, welches eben noch krank war, und welches diese Reise tödten kann! Nein, sei vernünftig; es gibt gewisse Verhältnisse, welche man mit allen ihren Folgen annehmen und tragen muß. Ich kann meinem Vater und meiner Mutter nicht abschlagen, was sie von mir fordern; es ist eine Trennung von 18 Monaten, höchstens 2 Jahren.

Clara. Und das nennst Du nichts?! Mein Gott! Mein Gott! Und heute Morgens noch war ich so zufrieden!

Carl. Komm Clara, keine Thränen.

Clara. Das kannst Du sehr leicht sagen, da Du mich nicht liebst; denn Du liebst mich nicht. Aristide hatte Recht.

Carl. Du sprachst also von mir mit Herrn Fressard?

Clara. Weiß er nicht Alles?

Carl. Ich bat Dich, so wenig als möglich von mir zu sprechen. Ich halte darauf, daß meine Familie —

Clara. Deine Familie! Du wirfst mir diese immer ins Angesicht. Gehört Dein Sohn nicht auch, trotz Allem, zu Deiner Familie?! Und wenn man erführe, daß Du ein Kind hast, und es liebst, wo würde Unrechtes dabei sein? Ist es möglich, ergebener, aufopfernder wie ich zu sein? und dennoch so oft wir uns sehen, findest Du jedesmal irgend einen schmerzlichen und peinlichen Vorwurf, den Du mir sagen kannst. Wie! Nach einer Abwesenheit von länger als einem Monat, während ich ohne Nachricht von Dir blieb, wo mein Kind krank und ich aufs höchste beunruhigt war, kehrst Du zurück, um mir zu sagen, daß Du abreisest, daß ich Dich erst nach zwei Jahren wieder sehen werde, und statt mich zu trösten, machst Du mir Vorwürfe und trübst noch mehr unser letztes Beisammensein! Ich denke nur an Dich, ist das meine Schuld? und ich sehe Dich fast nie! Wenn ich nun zufällig mit dem einzigen Freund, den ich besitze, zusammenkomme, so ist es gewiß das Wenigste, daß ich von Dir rede, und ihm, wenn er mir sagt, Du liebtest mich nicht, antworte — daß Du mich liebest.

Carl. Ich hatte Unrecht! Ich wollte den Kummer und den Verdruß, welche

Digitized by Google

diese Trennung mir verursacht, unter dem Anscheine schlechter Laune verbergen. Ich dachte gar nicht an das, was ich Dir sagte. Verzeihe mir, Du weißt wohl, daß ich Dich liebe.

Clara. Gewiß wahr?

Carl. Gewiß.

Clara. Du siehst, mit einem Worte, wie dieses, beruhigest Du mich; mit diesem einen Worte kannst Du Alles von mir fordern, was Du willst . . Aber Du wirst dorten an uns denken?

Carl. Zweifelst Du?

Clara. Du wirst es nicht Monate anstehen lassen, ohne uns zu schreiben, ich werde Dir Tag für Tag Rechenschaft über mein Leben ablegen; bist Du so zufrieden?

Carl. Ja.

Clara. Der Kleine wird größer werden. Du erlaubst, daß ich mit ihm von Dir spreche, nicht wahr — und daß ich ihn gewöhne, Dich zu lieben? denn er kennt Dich nicht, er nennt Dich seinen Freund, ohne zu wissen, daß Du sein Vater bist. Armes Kind! Zwei Jahre ohne Dich zu sehen! Wenn Du nicht mehr zurückkehrtest!

Carl. Als ich vor 6 Wochen abreiste, sagtest Du mir dasselbe; Du siehst wohl, daß ich zurückgekommen bin.

Clara. Aber ich hatte nur 6 Wochen zu warten. Zwei Jahre! bedenke doch, was das heißt!

Carl. Muth!

Clara. Ich werde ihn haben; nur versprich mir, wenn währenddem Deine Angelegenheiten besser gehen — und Du Dich in einem Lande bleibend niederläßt, daß Du uns willst nachkommen lassen. In jedem Falle aber suchen wir Dich auf, wenn Du zurückkehrst, wenn wir nicht früher schon vereinigt werden konnten.

Carl. So sei es.

Clara. Und alsdann verlassen wir uns nicht mehr, was auch geschehen möge.

Carl. Ich verspreche es Dir.

Clara. Wann gehst Du schon?

Carl. Morgen!

Clara. Und diesen letzten Tag bringen wir zusammen zu?

Carl. Unmöglich. Vor einer Stunde kam ich erst hier an, und habe noch unendlich viele Vorbereitungen zu treffen.

Clara. Aber Du kannst zum Speisen wieder zu mir kommen?

Carl. Ich werde bei einem Geschäftsmanne erwartet.

Clara. Ach! Und ich glaubte ein Fest mit diesem geringen Mittagessen zu feiern. Genug — Lebewohl! Du hörst, ich bin die Erste, welche das Wort der Trennung ausspricht, bin ich gehorsam? Aber umarme, küsse mich recht herzlich. (Läßt ihren Kopf auf Carls Schulter fallen.) Oh! Unsere schönen, guten Tage von früher, wo sind sie? Wann werden sie wiederkehren? Du warst nicht unglücklich mit mir, nicht wahr? Habe recht Acht auf Dich, setze Dich keinen Gefahren aus; erinnere Dich, daß es zwei Wesen gibt, welchen Dein Tod den Tod bringen würde. An dem Tage, wo Du wieder kommst, kehren wir wieder auf's Land zurück, wo wir zwei herrliche Monate zusammen verlebt haben, ohne uns zu verlassen. Die Mutter Honoré wird uns zwar nicht mehr empfangen, sie ist todt, die arme Frau. Du hast Thränen in den Augen! Du bist immer gut. Weine, mein Carl, spiele nicht den Starken vor mir. Es thut so wohl, in gewissen Momenten zu weinen! Weißt Du, was Du thun könntest, wenn Du mich recht sehr liebtest? Du ließest mich Dich bis Havre begleiten; ich würde einen großen, dichten Schleier übernehmen, Niemand würde mich erkennen; Du willst nicht?

Carl. Wir müßten uns dort doch trennen. Höre zu mein Kind, laß uns von ernsthaften Dingen reden. Du darfst nicht in Paris bleiben; Du hast hier

Digitized by Google

nichts zu thun; die Landluft wird auch für den Kleinen und für Dich weit heilsamer sein. Während meiner Abwesenheit mußt Du auf dem Lande leben.

Clara. Aber, mein Freund, ich kann auf dem Lande nicht arbeiten.

Carl. Ich will auch nicht, daß Du arbeitest, außer der Besorgung Deiner eigenen kleinen Häuslichkeit. Ich habe von dem, was mir bleibt, zwei Theile gemacht, einen für Dich, einen für mich. Ich gebe Dir den kleinsten Theil; Du siehst, daß ich mir keinen Zwang auferlege.

Clara. Ich verstehe ganz und gar nicht.

Carl. Nimm diese Papiere.

Clara. Was sollen diese Papiere?

Carl. Du wirst sie lesen, wenn ich fort bin.

Clara. Nein; ich will sie sogleich lesen. Eine auf den Inhaber ausgestellte Urkunde! Eine Rente von 2000 Franken, Geld! Carl, Du verläßt mich, Du liebst eine Andere!

Carl. Du bist wahnsinnig! Ich bringe Dir diese Summe, weil es Zeit ist, daß ich mich mit der Zukunft unseres Kindes beschäftige, dessen ganze Unterhaltung Du bis zu diesem Tage so edelmüthig allein getragen hast. Ich kann ganz zu Grunde gerichtet werden, ich kann sterben, könntest Du nicht auch sterben? Man muß auf Alles gefaßt sein. Sollte dann Dein Sohn der öffentlichen Wohlthätigkeit überlassen bleiben? Nein! Nimm diese Rente, sie ist nicht das Almosen eines Liebhabers, der seine Rechnung ausgleicht, sie ist das hinterlegte Gut eines vorausseh enden, vorsichtigen Vaters. Höre weiter: In der Nähe des Pachthofes, wo wir zwei Monate verlebten, wovon Du soeben sprachest, liegt ein kleines Haus mit einem großen Garten; früher wünschtest Du sehnlichst, dort Dein Leben zubringen zu können, — ich habe es gekauft, es gehört Dein, dort wirst Du während meiner Abwesenheit wohnen. (Bewegung Clara's.) Dorthin wirst Du meine Briefe empfangen, dort werde ich Dich bei meiner Zurückkunft finden, und wir werden dort zusammen leben. Wenn ich mein Vermögen und dasjenige meiner Familie wieder erworben habe, werde ich quitt mit ihnen sein, und alsdann — —

Clara. Mein Carl!

Carl. Du siehst wohl, daß ich an Dich denke, daß ich Dich immer liebe. Versprich mir klug zu sein, nicht zu weinen und morgen schon dieses Haus zu verlassen; ich wünsche es, ich will es!

Clara. Ich werde Alles thun, was Du verlangst.

Carl. Die Eigenthums-Urkunde des Hauses ist bei den andern Papieren, welche ich Dir übergeben. Alles ist abgemacht, nicht wahr?

Clara. Ja; aber wenn das Geld, welches Du mitnimmst, nicht hinreichend ist, wenn Du Dich in Verlegenheit befinden solltest, so versprich mir, mich genug zu lieben, um Dich an mich zu wenden; denn dieses Geld, dieses Haus, Alles gehört Dir, und mir ist, als würde Dir dieses Geld in einem schwierigen Augenblicke Glück bringen. Du weißt, daß auch mein Leben Dir angehört, nicht wahr?

Carl. Ja, theures Kind!

Clara. Ich langweile Dich, Du bist eilig, man erwartet Dich? Muth, laß uns stark sein! Komm und umarme Dein Kind, und dann — Lebewohl. (Carl macht eine Bewegung.) Du kannst nicht fortgehen, ohne es umarmt zu haben. (Carl schreitet rasch gegen die Thüre rechts, öffnet sie und geht einen Augenblick ab.)

Clara (allein). Ich werde wahnsinnig!

Carl (zurückkommend; er ist bewegt, umarmt Clara). Lebe wohl!

Clara. Lebe wohl! (Er entfernt sich, sie ruft ihn zurück.) Carl! Noch einmal!

Digitized by Google

Du schreibst mir gleich nach Deiner Ankunft in Havre? Carl, mein Freund — geh' — geh' — fort — fort! —

Carl (umarmt sie ein letztes Mal und sagt im Abgehen:) Auf baldiges Wiedersehen!

(Clara fällt auf einen Stuhl und weint still, die Augen auf die Thüre gerichtet, durch welche Carl abging. Mad. Gervais tritt mit den Couverts für das Essen auf.)

Zwölfter Auftritt.

Clara. Mad. Gervais.

Mad. Gervais. Ich habe sehr gute Bissen für unser Mittagsessen.

Clara. Ich danke, liebe Tante, ich werde nichts essen.

Mad. Gervais. Was ist denn vorgefallen?

Clara. Carl verreist auf 2 Jahre. Er geht nach Amerika; ich werde ihn nicht mehr wiedersehen.

Dreizehnter Auftritt..

Vorige. Lucien.

Lucien (auftretend). Sie haben mir erlaubt, zu kommen, um Ihnen guten Abend zu wünschen, Madame — Sie weinen?

Clara. Ja, ich habe einen großen Kummer, auf welchen ich nicht vorbereitet war, und den ich nicht erwartete. —

Lucien. Ich ahndete es, und deshalb kam ich sogleich, als Herr Sternay fortgegangen war.

Clara. Sie wissen, warum ich weine, und Sie kennen Herrn Sternay?

Lucien. Ich habe Herrn Sternay mehrere Male in Gesellschaften angetroffen; ich kannte das Verhältniß, welches zwischen Ihnen und ihm bestand. Ich sprach nie mit Ihnen davon, weil Sie nicht mit mir davon sprachen; aber ich sah ihn öfters hieher kommen, und da Sie außer ihm Niemanden empfingen, so war es nicht schwierig, das Uebrige zu errathen. Ueberdies war es das Geheimniß des ganzen Hauses; was heute vorfiel, mußte früher oder später doch geschehen, und seit einigen Tagen besonders erwartete ich, so oft ich Sie zu besuchen kam, Sie in dem Zustande zu treffen, worin ich Sie jetzt finde.

Clara. Alsdann wissen Sie, was Herr Sternay mir so eben gesagt?

Lucien. Er kam, um Ihnen zu sagen, daß er von Ihnen Abschied nehmen müsse, da er sich verheirathet.

Clara. Da er sich verheirathet?

Lucien. (für sich.) Sie wußte es nicht!

Clara. Und ich habe es nicht errathen! (zu Mad. Gervais.) Gib mir mei-Shawl, meinen Hut; Sie haben mir sehr wehe gethan, Herr Lucien, ohne es zu ahnden: aber ich danke Ihnen dafür. (Nimmt Shawl und Hut). Ich komme sogleich wieder; gib gut auf den Kleinen Acht! (Rafft die Papiere auf, die Carl ihr übergeben.) Wenn er gelogen hat, so ist er ein Elender! (ab).

(Ende des Vorspiels.)

Digitized by Google

Erster Aufzug.

Bei Madame Sternay. — Eleganter Salon. — Die Thüre im Hintergrunde geht nach dem Garten. — Piano. — Seitenthüren. —

Erster Auftritt.

Hermine. Jakob.

Jakob. (zu Hermine gehend, die Clavier spielt) Nun, was treiben Sie, mein Fräulein?

Hermine. Sie sehen es, ich spiele Clavier, um Haltung zu gewinnen, da ich allein bin.

Jakob. Wo ist denn Ihre Frau Tante?

Hermine. Sie war so eben noch hier, aber ein Brief, den sie ohne Zweifel schnell beantworten muß, zwang sie, sich zu entfernen.

Jakob. Eine schlimme Nachricht?

Hermine. Ich hoffe nicht. — Doch schien Sie jener Brief etwas unangenehm zu berühren.

Jakob. Gott gebe, daß ihr nichts Unglückliches widerfährt — ich liebe Ihre Tante sehr.

Hermine. Muß ich eifersüchtig sein?

Jakob. Wenn Sie wollen.

Hermine. (ohne zu antworten, spielt die Melodie vor: „Gib mir mein leichtes Schifflein wieder" . . . Jakob singt das Liedchen mit.) Kennen Sie das Lied?

Jakob. Es ist sehr bekannt.

Hermine. Ist es nicht reizend?

Jakob. Gewiß.

Hermine. Meine Mutter sang es oft und: Die Blume des Tajo.

Jakob. Ach! dieses Liedchen erinnert mich an meine Kindheit.

Hermine. Es gibt Lieder, welche für uns eine Leiter der Erinnerung sind, mit deren Hilfe wir in die entfernteste Vergangenheit hinabsteigen. Ich kenne z. B. einen Refrain, an den ich nie ohne wahrhafte Rührung denken kann; nämlich: „Du gute Tante Margareth, verstehst doch nichts von Liebe." So oft mir dieser Refrain gerade in's Gedächtniß kommt, oder ich ihn zufällig höre, bildet sich stets wieder auf's Neue ein liebliches Bild vor meinen Augen. Es war das Lieblingsliedchen meiner Großmutter, — nicht der Marquise, welche heute hier ankommen wird, oh! die Marquise hat nie gesungen! — nein, meine Großmutter mütterlicherseits, welche vor 10 Jahren gestorben ist. Noch glaube ich sie zu sehen, wie sie im Winter an der Kaminecke saß, mit ihrem schönen weißen Haar, welches sie unter ihrer Mütze mit breiten hellen Bändern, kokett in 2 Winkeln gerollt, trug. Alles war heiter an ihr. Ich setzte mich auf ein Kissen zu ihren Füßen, legte meinen Kopf auf ihre Knie, und wurde schläfrig, eingewiegt durch jene Melodie, welche von ihr mit heller Stimme gesungen wurde. Während einiger Zeit sumste noch das Gespräch der großen Personen, meines Vaters, meiner Mutter und einiger Freunde, die der Abend an unserem Herde vereinigte, in meinen Ohren; dann nahm mich meine Mutter in ihren Arm und ich fühlte, daß sie mich in's Bett legte. Sie umarmte mich, auch ich umarmte sie, im Halbschlummer, murmelte mein Gebet, und schlief gänzlich ein. War es bei Ihnen eben so?

Jakob. Ja . . . Nur war, so viel ich mich erinnern kann, meine Mutter

Digitized by Google

immer allein. Sie arbeitete an meinem Bette, wiegte mich mit einem sanften und melancholischen Liede ein, denn sie war oft traurig, und wie Sie, Hermine, ging ich zwischen zwei Küssen vom Wachen zum Schlummer über.

Hermine. Seltsam; ob Männer, ob Frauen, und ohne uns weiter zu kennen, haben wir doch alle dieselben Erinnerungen aus der Kindheit.

Jakob. Weil die Kindheit für jedes Wesen, welches seine Mutter geliebt und von ihr geliebt wurde, stets dieselbe war.

Hermine. Sagen Sie mir, bedauern Sie es nicht, nicht mehr in jener zu leben?

Jakob. Nein. Mir ist das Alter lieber, wo ich bin, wo ich fühle, wo ich sehe, wo ich verstehe, wo mein Kummer eine Ursache, meine Freude einen Grund hat. Das Kind genießt nichts von der Sorglosigkeit des ersten Lebensalters, welche es später bedauert, wenn es sie mit der täglichen Unruhe und Bewegung des Lebens vergleicht. Nur wenn man zu der Fülle der Kraft der Jugend, wenn man zur völligen Reife des Verstandes gekommen ist, gibt man sich eine genaue Rechenschaft über die hehren Gefühle des Geistes und des Herzens; weshalb sollte man dann eine Zeit der Unwissenheit, der Schwachheit bedauern, wo nichts einen starken Eindruck auf uns machte, weder die Freude noch der Schmerz? — Ich war noch ein ganz kleines Kind, als ich meinen Vater verlor; ich erinnere mich seiner nicht mehr! Meine Mutter hat es mir nur so gesagt. Warum sollte ich also in dem Alter, wo Ihr Anblick mir ein so großes Glück gewährt, das Alter bedauern, in dem ich nicht einmal den Tod meines Vaters bemerkte? Nein, glauben Sie bestimmt, der Mensch fängt erst zu leben an, wenn er anfängt zu begreifen.

Hermine. Wie kommt es nun aber, daß ich, da ich doch meine Eltern in dem Alter verloren, wo ich schon den unersetzlichen Verlust, der mich betraf, begreifen konnte, fortfuhr zu leben und damit aufhörte, wenn auch nicht diesen doppelten Todesfall zu vergessen, mich aber doch wenigstens an diese Erinnerung zu gewöhnen. Ist das nicht Undankbarkeit?

Jakob. Sie folgten dem Gesetze der Natur, welches eine ewige Trauer verbietet. Sowol der Mann als das Weib haben eine Folge von Pflichten zu erfüllen, die sie immer treiben, vorwärts zu schauen und sich an die Abwesenheit ihrer Theuersten und Liebsten zu gewöhnen. Die Welt hätte zu schnell aufgehört, wenn das erste Kind nicht den Tod der ersten Mutter hätte überleben können.

Hermine. Wissen Sie, daß das Leben fürchterlich, schrecklich ist, mit dieser Gewißheit, daß man sich auf Nichts stützen kann. Man sollte fast an Allem verzweifeln.

Jakob. Warum nicht den Tag benützen, weil man weiß, daß die Nacht darauf kommen wird? Warum an dem Frühling zweifeln, weil man den Winter voraussieht? Warum das Leben zu Gunsten des Todes leugnen? Sie sind 17 Jahre alt, ich 23; ich liebe Sie, Sie lieben mich ein Wenig, die Welt gehört uns. Später werden die Jahre kommen, welche die Entzauberung über gewisse Dinge mit sich bringen, zu gleicher Zeit aber auch die Offenbarung gewisser Anderer: lassen wir also die Jahre nur machen. Wir werden über unsere Kinder wachen, sie mit Gesängen einwiegen, die sie sich dann eines Tages in's Gedächtniß zurückrufen, wie wir uns so eben an diejenigen unserer Eltern erinnerten; und obgleich heute im vollen Glanze der Jugend, der Kraft und der Liebe, wird ein Tag kommen, wo wir zu nichts weiter gut sind, als einen Groß-

Digitized by Google

papa und eine Großmama abzugeben, die des Zuckerwerks in ihren Taschen wegen geliebt werden, bis daß von uns nur noch zwei unbewegliche Bilder übrig bleiben, welche an der Wand des Salons unserer Enkelkinder hängen, die später dann werden, was wir gewesen sind, und so weiter fort. Dies ist das Leben in seinem einfachsten und regelmäßigsten Ausdruck. Es erscheint traurig, wenn man plötzlich durch den Gedanken die kalten Gebräuche des künftigen Alters, dem heißen Enthusiasmus des Gegenwärtigen nähret; aber da die Zeit mit Hilfe der Stufengänge, deren Geheimniß ihr die Natur verliehen hat, uns sanft Eines auf das Andere gestützt nach einem anderen Gesichtskreis geführt haben wird, so werden wir uns dann gerne ausruhen, und wenn man uns anbieten würde, den Weg wieder zu beginnen, würden wir uns gewiß weigern.

Hermine. Gleichviel, ich liebe doch mehr von der Gegenwart oder der Vergangenheit zu reden, als von dieser so großen und so kalten Zukunft.

Jakob. Reden wir, von was Sie wünschen.

Hermine. Also — erinnern Sie sich des Tages, wo wir uns zum Erstenmale begegneten?

Jakob. Am 6. Mai. Sie trugen ein weißes Kleid mit kleinen blauen Blümchen. Sie hatten einen großen Strohhut auf; über Ihren linken Arm hing eine Mousselin-Echarpe; in Ihrer rechten Hand hielten Sie einen Strauß Feldblumen; Sie hoben Ihr Kleid ein Wenig auf, damit es nicht naß werde, weil das Gras vom Thau feucht war, so daß ich sehen konnte, welch' reizendes Füßchen Sie haben. Ist es Recht so?

Hermine. Vollkommen, fahren Sie fort.

Jakob. Sie gingen nach den benachbarten Maierhof, um Milch zu trinken, ich ging vorbei. Ich folgte Ihnen. Ich wagte jedoch nicht, in den Maierhof zu treten, in welchen Sie mit Ihrer Tante gingen.

Hermine. Sie erwarteten mich an der Thür?

Jakob. Sie wußten, daß ich da war?

Hermine. Man sieht viele Sachen hinter sich.

Jakob. Als Sie den Maierhof verließen, stand ich hinter einem Gebüsch, an einer Biegung des Hügels verborgen. Sie mußten einen sehr schmalen Fußsteig herunter gehen, dessen Steine sich unter ihren Füßen losbröckelten. Sie hatten Furcht. Jetzt bemerkten Sie mich auf's Neue, und da Sie die Muthvolle zeigen wollten, was jedes junge Mädchen in Gegenwart selbst des gleichgültigsten jungen Mannes gerne thut, so rannten Sie, auf die Gefahr hin zu fallen, den Weg blitzschnell herab. Bei diesem eiligen Laufe verloren Sie ihren Strauß von Waldblumen, Goldknöpfen und Vergißmeinnicht, den Sie in der Hand hielten. Ich stürzte mich darauf, hob ihn auf und gab ihn Ihnen zurück, indem ich eine Blume davon für mich behielt. Sie sagten mir: Danke. — Ich entfernte mich, — sah mich aber noch mehrere Male um; und Tags darauf ging ich denselben Weg. — Ich liebte Sie. —

Hermine. Und Alles dieses hätte ebenso gut nicht geschehen können. Dazu wäre hinreichend gewesen, daß ich rechts gegangen wäre, statt links zu gehen; alsdann würde ich mich nie verheiratet haben, denn ich war fest entschlossen, nur einen Mann zu heiraten, den ich lieben würde. —

Jakob. Sie würden einen andern als mich geliebt haben?

Hermine. Ich glaube nicht . . . Und was hätten Sie gethan?

Jakob. Ich — ich hätte meine Reise vollendet, würde dann zu meiner

Digitized by Google

Mutter zurückgekehrt sein, und wäre vielleicht jetzt im besten Zuge, ein großer und berühmter Mann zu werden.

Hermine. Nichts weiter als das?

Jakob. Nun ja — bevor ich Sie kannte, hatten sich, ich weiß nicht welche tolle Ideen von Ruhm und Ehrgeiz meiner bemächtigt. Das Bedürfniß nach Liebe, welches in meiner Natur liegt,— und welches ich nun auf Sie allein concentrirt habe, indem es damals sein Ziel noch nicht gefunden hatte, entwickelte in mir ein natürliches Geschick und eine unbegreifliche Energie für alles Große und Erhabene. Ich fühlte Kräfte in mir, die ich keinem Anderen zutraute. Ich hatte Eile, öffentlich und kühn zu beweisen, daß ich ein Mann sei. Wie Sie mich hier sehen, bin ich ein Gelehrter. Ich habe ernsthafte Bücher geschrieben, habe die schwierigsten Fragen der Politik, habe Geschichte, Staatsökonomie studirt. Ich habe sogar Verse gemacht. Das ist fürchterlich! Wir werden sie zusammen lesen und sie nachher verbrennen. Ich war nichts weniger als überzeugt, daß es nur eines Funkens bedürfte, um in mir einen Newton, einen Chenier, einen Mirabeau zu entzünden. Edler und ehrwürdiger Ehrgeiz der Jugend! Ein Frühlingsmorgen, ein blauer Himmel, ein weicher Rasen von der Sonne beschienen, ein junges Mädchen, welches denselben Weg geht wie ich — und seht, alle meine Träume von Berühmtheit fliehen davon, um in den Wolken des Himmels und den Wohlgerüchen des Landlebens zu verschwimmen! Ich bemerkte, daß ich nur ein Kind war, daß der Ruhm nur ein Trost für diejenigen ist, welche keine Liebe haben, und jetzt besteht alle meine Wissenschaft darin, zu wissen, ob Sie mich lieben, all' mein Genie darin, Ihnen zu beweisen, daß ich Sie liebe.

Hermine. Was wird Ihre Mutter zu dieser Veränderung sagen?

Jakob. Meine Mutter wird mir beipflichten, mich loben; meine Mutter pries mir immer die Zurückgezogenheit des häuslichen und stillen Glückes.

Hermine. Ich fühle, daß ich sie lieben werde.

Jakob. Und Sie werden Recht thun, denn meine Mutter wird Sie lieben.

Hermine. Wie alt ist sie?

Jakob. Sie ist noch jung . . . und scheint vielmehr meine Schwester als meine Mutter zu sein.

Hermine. Sollte Sie nicht hierher kommen?

Jakob. Ich erwarte sie alle Tage; ich wollte sie abholen, als sie mir schrieb, daß sie es vorzöge, mich hier zu treffen. Aber, sagen Sie mir, die Marquise?

Hermine. Meine Großmutter, welche heute ankommen soll?

Jakob (lächelnd). Ich fürchte mich vor ihr, man schildert sie als sehr böse.

Hermine. Thatsache ist, daß sie immer schlechter Laune ist. Die Marquise ist eine eigenmächtige, gebieterische Frau, welche Niemand Anderen neben sich gelten läßt, welche glaubt, die ganze Welt gehöre ihr allein, und die im Voraus gegen Sie ist, ohne Sie zu kennen und ohne zu wissen warum, — nur aus Gewohnheit.

Jakob. Das ist schrecklich!

Hermine. Nein . . . es handelt sich blos darum, noch starrköpfiger zu sein als sie.

Jakob. Sind Sie denn starrköpfig?

Hermine. Oh! — Wenn ich mich in meinem Recht glaube. Sie sind nun vorbereitet. Machen Sie sich also über ihr Vornehmthun und ihr stolzes Gebahren, welches sie gewiß gegen Sie, wie gegen alle Welt, annehmen wird, keine weiteren Sorgen.

Digitized by Google

Jakob. Aber warum kommt denn Ihr Oheim, der Ihr Vormund ist, nicht zu gleicher Zeit mit der Marquise hieher?

Hermine. Er macht seine Wahlreise.

Jakob. Ah! Er stellt sich den Wählern vor?

Hermine. Noch nicht, aber das wird kommen. Unterdessen hat er seine Candidaten, die er protegirt; dies amusirt ihn mehr, als sich mit mir abzugeben; und überdies ist er etwas mit seiner Mutter gespannt. Die ganze Familie, außer dem Marquis und ich, zittert vor ihr.

Jakob. Ein liebenswürdiger Mann, der Marquis.

Hermine. Er schätzt Sie sehr... ich that deshalb auch sehr gut, ihm zu schreiben, hieher zu kommen. — Er ist unsere sicherste Stütze, sammt meiner Tante, welche mich sehr liebt, aber die durchaus keine Macht über mich ausüben kann, und die auch meiner Großmutter nicht zu sagen wagt, was ihr der Marquis sagt.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Henriette.

Henriette (eintretend). Guten Tag, Herr von Boisceny.

Jakob. Guten Tag, Madame!

Henriette (zu Hermine). Die Marquise ist so eben angekommen, sie fragt nach Dir.

Hermine. Ich gehe sogleich — man darf sie nicht warten lassen.

Henriette. Sie ist im Pavillon. (Hermine ab.)

Jakob. Ist es wahr, Madame, daß Sie eine schlechte Nachricht erhalten haben?

Henriette. Je nachdem.

Jakob. Sie sagten mir neulich, daß ich Ihnen vielleicht einen Dienst erweisen könnte. Ist der Augenblick nun gekommen?

Henriette. Vielleicht. Der Zufall hat Sie plötzlich in ein Geheimniß eingeweiht . . .

Jakob. Ich habe es vergessen.

Henriette. Ich weiß, daß ich auf Ihre Diskretion und Ihre Rechtschaffenheit vertrauen kann. Deshalb habe ich Ihnen sogleich die Hand wie einem Freunde gereicht, obgleich ich Niemanden sagen könnte, wie sich eigentlich unsere Bekanntschaft gemacht hat. Beantworten Sie mir offenherzig meine Frage. Wußten Sie an dem Tage, wo Sie mir und Herminen in der Nähe des Maierhofes begegnet sind, wer wir waren?

Jakob. Nein, Madame.

Henriette. Alsdann wußten Sie auch nicht, daß der Herr, mit welchem Sie reisten, uns — oder vielmehr mich kannte; denn derselbe sprach nie mit Herminen, welche nicht einmal seinen Namen weiß und die glaubt, der Zufall allein habe Sie hierher geführt.

Jakob. Hören Sie, wie sich die Sache verhält. Herr von Nervaux, welcher einige Jahre mehr als ich zählt, ist der Gutsnachbar meiner Mutter, die, wie ich Ihnen sagte, eine Besitzung in Chateauroux hat. Unser Nachbar besuchte uns sehr oft. Er rüstete sich, eine Reise nach der Normandie zu machen, wo er Pachthöfe besitzt, wie er sagte; er fragte mich, ob ich ihn begleiten wollte. Meine Mutter nöthigte mich dazu, damit ich mir ein wenig Zerstreuung gewähre; ich hatte nämlich seit einigen Monaten viel gearbeitet. Wir reisten ab. Eines Tages, als Herr v. Nervaux Geschäfte halber in Havre war, ging ich allein auf dem Wege nach Ingouville spazieren; ich begegnete Ihnen und Fräulein Hermine. Abends theilte ich Herrn von Nervaux diese Begegnung mit, so wie

Digitized by Google

den Eindruck, den ich davon bewahrt hatte. Ich hatte mich nach Ihrem Namen erkundigt, und als ich Sie nannte, bot er mir an, mich Ihnen vorzustellen, aber unter der Bedingung, daß ich Niemanden sagte, durch wen und wie ich vorgestellt wurde. Tags darauf führte er mich nach einem kleinen Hause, welches er eine Stunde von hier besitzt, und von dem er mir nie etwas gesagt hatte. Wir begegneten Ihnen — zufällig — auf dem Wege. Er stellte mich vor. Seit jenem Tage hatten Sie die Güte, mich bei sich zu empfangen, als ob Sie mich schon lange Zeit kannten; ich gestand Ihnen, daß ich Hermine liebte, Sie haben mich berechtigt, es ihr vor Ihnen zu sagen, und so eben erst habe ich es ihr zum Erstenmale gesagt, während Sie nicht da waren. Das ist Alles, was ich weiß, Madame, und ich bin bereit, für Sie zu thun, was es auch sei.

Henriette. Ich glaube es; — auch bedauere ich deshalb weniger Ereignisse — die bedauerungswürdig waren — wenn die Folgen dieser Ereignisse, wie ich hoffe, Hermine zu einer glücklichen Heirat führen, zu einer Heirat nach ihrem Herzen. Herr von Nervaux sagte mir von Ihnen, was alle Welt von Ihnen hält. Ueberdies sind Sie einer dieser Männer, welche vom ersten Anblick an unbedingtes Vertrauen einflößen, und ich nehme Ihr Anerbieten mit Freuden an. Sie sind jung, Sie lieben, Sie werden mich verstehen. Gewiß kennen Sie schon gewisse Verhältnisse, welche einerseits durch die Gleichgiltigkeit des Gatten und andererseits durch den Müssiggang der Frau geboren werden; die Träume, welche vielleicht deren Entschuldigung, die Gefahren und die Gleißnereien, welche die Bitterkeit und die Strafe solcher Verhältnisse sind. Durch Zufall sind Sie mitten in eines dieser Verhältnisse geworfen worden; aber dieses Verhältniß hatte das ganz Besondere an sich, daß in dem Augenblicke, als Sie in dasselbe eingeweiht wurden, der Mann und die Frau, nachdem sie einige Monate getrennt waren, bemerkten, dieses Verhältniß habe kein Recht mehr zu bestehen. Beide waren dahin gelangt, wie das oft geschieht, eine Gelegenheit, einen Vorwand herbeizuwünschen, damit die Frau wieder in die Regelmäßigkeit ihres früheren Lebens zurückkehren und der Mann überhaupt in ein ordentliches, sittliches Leben eintreten könnte. Das Zartgefühl allein hielt noch ein doppeltes Geständniß zurück. Ein Jedes fürchtete dem Andern Kummer zu verursachen. Ein unbedeutendes, läppisches Ereigniß, ein aufgefundener Brief, hat dieses letzte Band zerrissen; endlich hat man das Wort des Bruches ausgesprochen, und man merkte auf beiden Seiten an der geringen Aufregung, welche dieses Wort hervorbrachte, vor welchem man früher erschrack, daß nichts leichter gewesen wäre, als dieses Verhältniß schon längst abzubrechen. Kurz, man ist jetzt bei der letzten Zusammenkunft, wo man sich, die zur Hälfte verwischten Briefe zurückstellt, die man sich sehr unnöthigerweise geschrieben, und die Porträts, die sich nicht mehr ähnlich sehen, die man sich ebenso unnöthig gegeben. Finden Sie nun nicht, so wie ich, daß diese letzten Formalitäten eine sehr lächerliche Seite haben, und daß es besser sei, wenn ein Freund sich mit der Bestätigung des Todesfalles und der Anlegung der Siegel befasse? Wollen Sie dieser Freund sein?

Jakob. Was muß ich thun?

Henriette. Sie müssen nach jenem Hause gehen, von dem wir soeben sprachen; Sie treffen dort Herrn von Nervaux, welcher wartet, und sagen ihm, was ich Ihnen gesagt habe, übergeben ihm dieses kleine Päckchen und bringen mir dasjenige zurück, welches er Ihnen übergeben wird.

Digitized by Google

Jakob. In einer halben Stunde werde ich zurück sein.

Henriette (ihm die Hand drückend). Dank!

Dritter Auftritt.

Vorige. Marquis.

Marquis (im Auftreten). Sie wollen fort, Herr von Boisceny?

Jakob. Ja, Herr Marquis, doch nur für kurze Zeit.

Marquis. Gehen Sie, gehen Sie, meine Schwester ist angekommen; ich halte Sie nicht zurück; es ist besser, wenn wir, die wir daran gewöhnt sind, die ersten Stürme aushalten. Sind Sie ruhig, wir werden uns mit Ihren Angelegenheiten beschäftigen. (Jakob ab.) Welch' hübscher Bursche! — Er gefällt mir sehr! Wo haben Sie ihn denn kennen gelernt? Oh! betrachten Sie meine Schwester, sehen Sie sie anrücken. Man sollte glauben, Ludwig XIV. wandle in seinen Gärten von Versailles; wie ernst sie daher schreitet! Sie sieht aus, als präsentire sie das Gewehr vor sich selbst. Wie sich Hermine amusiren muß! Sternay ist ein Pfiffikus! Er kommt nie hierher, während wenn seine Mutter hier ist?

Henriette. Niemals!

Marquis. Das ist Einer, der keinen Streit, Zwist und Hader liebt! Ah! der gute Egoist! Uebrigens hat er Recht, da er glücklich ist!

Henriette. Die Marquise ließ ihm sagen, daß sie ihn nicht mehr sehen wollte.

Marquis. Seitdem er mit dem Hause Renaud associirt ist?

Henriette. Ja.

Marquis. Das ist prächtig!

Henriette. Ich muß ihr entgegen gehen.

Marquis. Bleiben Sie doch hier; da ist sie überdies.

(Marquise tritt mit Hermine auf.)

Vierter Auftritt.

Marquise, Marquis, Henriette, Hermine.

Marquise. Ah! Sie sind da, Herr Bruder? Ich fürchtete, daß Sie nicht im Hause seien, da ich Sie bei meiner Ankunft nicht sah. Es ist feucht; Sie fürchteten gewiß, nasse Füße zu bekommen.

Marquis. Ganz richtig!

Marquise. Ich habe einen starken Rheumatismus und ich bemühe mich deshalb doch hieher. Solche Sachen hängen von den Charakteren ab. Ich gebe Ihnen Nachrichten über meine Gesundheit, obgleich Sie mich nicht darum befragen; aber ich nehme an, daß Sie mich fragen wollten. (Zu Hermine.) Und Du sagst, dieser Herr nenne sich?

Hermine. Welcher Herr, liebe Großmama?

Marquise. Der Herr; den Ihr Alle hier heiraten wollt.

Marquis. Das fängt schlimm an.

Hermine. Nur ich allein, liebe Großmama, will ihn heiraten; und beruhigen Sie sich, man legt mir keinen Zwang auf.

Marquise (sehr schnell). Und Du nennst ihn?

Hermine. Wie sagen Sie, liebe Großmama?

Marquise. Ich sage: Und Du nennst ihn?

Hermine. Herr von Boisceny.

Marquise. Von Boisceny . . . kennen Sie das, Herr Bruder?

Marquis. Ja, ich kenne ihn . . . Ein junger Mann, braune Haare . . . nicht sehr groß . . .

Marquise. Ich frage Sie nicht nach der Farbe seiner Haare, noch nach der Höhe seines Wuchses ... ich frage Sie, ob Sie eine Familie von Boisceny kennen?

Marquis. Ich kann nicht alle Familien in Frankreich kennen.

Digitized by Google

Marquise. Ich kenne alle, die der Mühe werth sind zu kennen, und es gibt keine einzige mit dem Namen von Boisceny. Es gab früher einen Boisceny, der nur eine Tochter hatte, welche Herr von Beautran heiratete, der erster Stallmeister Carl X. war, und dessen Mutter Ehrendame der Dauphine gewesen ist . . . aber das ist nicht dasselbe.

Marquis. Augenscheinlich.

Marquise. Das stammt wahrscheinlich aus dem Kaiserreiche her, der Vater wird irgend eine Schlacht gewonnen haben!

Marquis. Nichts weiter!

Marquise. Und wie weit ist man?

Hermine. Herr v. Boisceny liebt mich und will mich heiraten.

Marquise. Und Du?

Hermine. Und ich auch.

Marquise. Sehr wohl. Also habe ich nur noch meine Einwilligung zu geben?

Hermine. Ja . . . Großmutter!

Marquise. Woher kennst Du denn Herrn von Boisceny?

Hermine. Wir sind ihm begegnet.

Marquise. In der vornehmen Gesellschaft?

Hermine. Nein!

Marquise. Wo denn alsdann?

Hermine. Auf dem Wege.

Marquise. Auf welchem Wege?

Hermine. Dort, liebe Großmama, auf dem kleinen Wege, welcher sich dort unten hinzieht. Wenn Sie ein Wenig aufstehen, können Sie ihn sehen.

Marquise. Mit wem war er?

Hermine. Er war allein.

Marquise. Wer hat ihn vorgestellt?

Hermine. Er sich selbst.

Marquise. Und Deine Tante hat ihn bei sich empfangen?

Hermine. Mit großem Vergnügen!

Marquise. Sagen Sie doch, Herr Bruder!

Marquis. Theure Schwester!

Marquise. Hörten Sie?

Marquis. Vollkommen!

Marquise. Was sagen Sie dazu?

Marquis. Sie hören, daß ich nichts sage.

Marquise. Und Ihnen erscheint das Alles ganz natürlich?

Marquis. Aber . . . ja . . . ein Weg auf dem Lande . . . ein Herr auf diesem Weg und andere Personen zu gleicher Zeit mit diesem Herrn auf demselben Wege . . . das sieht man alle Tage.

Marquise. Es scheint Ihnen demnach natürlich, daß man die Hand eines jungen Mädchens einem Menschen verspricht, dem man auf dem Wege begegnete; denn ein Individuum, welches auf einem Wege geht und welches man nicht kennt, ist kein Herr, sondern ein Mensch.

Marquis. Vor Allem hat man Herrn von Boisceny die Hand Herminen's nicht versprochen, man hat es nur gebilligt und ihn bevollmächtigt, dieselbe von Ihnen zu erbitten, wenn Sie hierher kommen würden, wie dies alle Jahre geschieht, um einige Tage hier zuzubringen; endlich erscheint es mir ebenso natürlich, ein Mädchen einem Herrn zu versprechen, dem man auf dem Wege begegnete, wenn man diesen Herrn allsogleich für einen Mann von Welt und Bildung erkennt, und welcher dem jungen Mädchen gefällt, als einem Herrn, den sie niemals gesehen hat, und was leider alle Tage vorkommt.

Marquise. Sie wissen nicht, was Sie sprechen.

Marquis. Alsdann muß man mich nicht fragen, was ich zu sagen habe.

Henriette. Wenn Sie Hrn. von Boisceny kennen würden. . . .

Marquise. Das ist es ja, worüber ich mich beklage, ihn nicht zu kennen.

Digitized by Google

Henriette. Ich will damit sagen, wenn Sie ihn ein einziges Mal gesehen haben würden, so werden Sie über ihn urtheilen, wie wir ihn beurtheilen! Es ist wahr, der Zufall ließ uns ihn kennen lernen; aber ich lernte sogleich an Herrn von Boisceny eine große Erhabenheit der Ideen und des Charakters hochschätzen. Ich sehe nicht ein, was wol Außerordentliches darin liegen kann, wenn man versucht, ein junges Mädchen nach seinem Herzen und nach den Regeln der Schicklichkeit zu verheirathen. Es ist sicherlich nichts Schlimmes, wenn von Zeit zu Zeit eine Heirath auf diese Art geschlossen wird, und wäre es auch nur deshalb, um die Anderen zu entschuldigen — der Zufall weiß oftmals besser, was uns frommt, als wir selbst.

Marquis. Vollkommen richtig.

Marquise. Und Du Hermine, was denkst Du darüber?

Hermine. Ich — ich bin ganz der Meinung meines Großoheims.

Marquise. Alsdann bin ich wohl aberwitzig! Und mein Herr Sohn, ist er derselben Meinung wie Ihr Alle hier?

Henriette. Ich habe meinem Gemahl über diese Angelegenheit geschrieben; er antwortete mir, daß er Ihrer Entscheidung folgen würde.

Marquise. Das ist sehr glücklich! Was macht denn mein Herr Sohn jetzt? — Ist er noch immer bei'm Handel? In welchem Geschäftszweig arbeitet er denn? In Kolonialwaaren?

Marquis. Er beschäftigt sich mit der Industrie. Er baut, oder vielmehr er läßt bauen, — denn er könnte es nicht allein besorgen — also er läßt Schiffe bauen, große Schiffe, was äußerst bequem ist, um über das Wasser zu kommen; er macht sehr gute Geschäfte.

Marquise. Es ist sehr angenehm für mich einen Sohn zu haben, der Schiffe baut.

Marquis. Sein Vater baute doch auch Häuser.

Marquise. Mein Gemahl baute nichts.

Marquis. Theuerste Schwester, man muß sich vor allen Dingen ein für Allemal deutlich aussprechen: Sie waren ein Fräulein von Orgebac, wir stammen Beide von den Orgebac's, und wir rühmen uns, Sie zum Wenigsten, königliches Blut in den Adern zu haben; wie es scheint, zeigte der große König Heinrich IV. große Zärtlichkeit für eine unserer Ahnfrauen. Es ist übrigens komisch, daß der Fehler einer Frau in einer Familie für die Nachkommen der Adelsbrief sei. Man hat damals die Sachen so abgemacht, ich bin's zufrieden. Mit ein wenig Bereitwilligkeit und Unterstützung würden wir vielleicht Rechte auf die Krone von Frankreich geltend machen können, aber ich halte es für unnöthig, davon Gebrauch machen zu wollen.

Marquise. Nur weiter — weiter — geniren Sie Sich nicht.

Marquis. Während der Revolution, während der Zeit des Exils und des Elendes haben Sie einen kühnen Entschluß wegen unseres Adels gefaßt, und heiratheten Herrn Sternay, einen Bauunternehmer.

Marquise. Architecten!

Marquis. Einen Architecten, welcher der Vater Ihrer beiden Söhne ist, von denen der eine Schiffe baut, und der Andere als Divisions-General verstarb; was jedenfalls sehr ehrenvoll ist. Dieser war Herminens Vater; und ich darf sagen, wenn man ihn gekannt hat, findet man die Festigkeit seines Charakters in seiner Tochter wieder.

Marquise. Ein hübsches Geschenk, das er ihr da gemacht hat!

Marquis. Als das Kaiserreich gekommen war, setzten Sie auf Ihre Visitkarten und unterzeichneten sich: Madame Sternay, geborne von Orge-

Digitized by Google

bac; als Ihr Gemahl starb, nannten Sie Sich nur noch Marquise von Orgebac, und Sie haben damit aufgehört, selbst zu glauben, Ihre Kinder gehörten zum ersten Adel Frankreichs. Dies ist ein Irrthum, theuerste Schwester, es ist sogar mehr als ein Irrthum, es ist eine Lächerlichkeit, welche man Ihnen nachsieht, weil Sie alt sind, und man in Frankreich viele Lächerlichkeiten gelten läßt; aber wenn wir unter uns sind, und es sich um den Adel eines Bewerbers um die Hand Herminens handelt, dürfen Sie sich nicht zu viel verlangend zeigen, da Sie eine Bürgerliche, und Ihre Kinder Bürgerliche sind, einfache Bürgerliche, worüber diese nicht erröthen. Ich — ich bin adelig; nur ich allein habe das Recht, unseren Titel und unseren Namen von Orgebac zu führen, welches mir aber zu gar nichts auf der Welt nützte, wenn ich nicht den glücklichen Gedanken gehabt hätte, mir in Indien ein großes Vermögen zu erwerben; und da ich keine Kinder habe, so wird der große Name derer von Orgebac, berühmt und verherrlicht durch die Launen unserer Ahnfrau Christine, Angelique, Gräfin von Orgebac, Dame von Parvilliers und anderen Orten, bestimmt an den Tag verlöschen, wo ich einwilligen werde zu sterben, denn Adelige wie ich, sterben nur an dem Tag, wo es ihnen beliebt. Glauben Sie mir, liebe Schwester, beweisen wir unsere gute Geburt durch die guten Eigenschaften und nicht durch die Uebertreibungen des Adels; zürnen Sie Ihren Sohn nicht, daß er seinen Namen bei einer ehrbaren Industrie betheiligte: er hat andere Fehler, welche zu bemängeln sind, und chicaniren wir Hr. von Boisceny nicht all zu sehr wegen des Alterthums seines Namens. Die Hauptsache ist, daß er ein ehrlicher Mann sei, daß er Herminen liebe und von ihr geliebt werde. — Der Mann macht den Titel, und nicht der Titel den Mann. . . . So, und nun setze ich mich, denn ich habe niemals so viel gesprochen, selbst nicht in der Pairskammer, in welcher ich sitze, liebe Schwester, und worin Sie nicht sind! — welche Schande! —

Fünfter Auftritt.

Vorige. Ein Diener.

Diener. Es ist ein Herr da, welcher mit der Frau Marquise zu sprechen wünscht.

Marquise. Der Name des Herrn?

Diener. Hier ist seine Karte.

Marquise. Aristide Fressard, Notar in Chateauroux. Was will der Herr?

Diener. Er sagte, er sei der Notar des Herrn von Boisceny.

Marquise. Laß' ihn eintreten. (Diener ab.) Wahrscheinlich werden wir nun nähere Auskunft erhalten.

Sechster Auftritt.

Aristide, Marquis, Marquise, Henriette, Hermine.

Aristide. Die Frau Marquise von Orgebac?

Marquise. Ich bin es, mein Herr. Um was handelt es sich.

Aristide. Nur Ihnen allein, Frau Marquise, wünschte ich die Mittheilung zu machen, mit welcher ich beauftragt bin.

Henriette. Wir ziehen uns zurück, mein Herr.

Marquis. Ein Zwischenfall! Ein Geheimniß! Meine Schwester muß entzückt sein!

Henriette. (zu Hermine, welche Aristiden betrachtet). Erschrick nicht, liebes Kind.

Hermine. Ich erschrecke nie. Sie wissen es wohl, liebe Tante. (Alle ab; außer:)

Digitized by Google

Siebenter Auftritt.

Marquiſe, Ariſtide.

Marquiſe. Sprechen Sie, mein Herr.

Ariſtide. Erweiſt mir die Frau Marquiſe die Ehre, zu mir zu ſprechen?

Marquiſe. Ja, mein Herr.

Ariſtide. Die Frau Marquiſe iſt ſchlechter Laune!

Marquiſe. Ja, mein Herr, weshalb dieſe Fragen?

Ariſtide. Weil die Frau Marquiſe mit mir in einem Ton ſprechen, der nicht in ihren Gewohnheiten als Frau von Welt liegen kann, wenn Sie zum Erſtenmale eine Perſon ſehen, die nicht die Ehre hat, von Ihnen gekannt zu ſein, und die ſich Ihnen auf eine ſchickliche Art vorgeſtellt hat.

Marquiſe. Entſchuldigen Sie mich, mein Herr.

Ariſtide. Ich entſchuldige Sie, Frau Marquiſe. Ueberdies verbieten mir mein Amt als Notar und meine zufällige Eigenſchaft als Geſandter jede übertriebene Empfindlichkeit; es war nur eine einfache Bemerkung, die ich machte.

Marquiſe. Ich bin bereit, Sie anzuhören; haben Sie die Güte ſich zu ſetzen.

Ariſtide. Uebrigens werde ich mich kurz faſſen, Frau Marquiſe: es iſt das Beſte für die Art von Botſchaft, welche ich auszurichten habe. Herr von Boisceny liebt Ihre Enkelin und erwartet, um Sie um deren Hand zu bitten, die Ankunft ſeiner Mutter und der Papiere, welche ſein Vermögen und ſeine geſellſchaftliche Stellung beweiſen. Nicht wahr, ſo weit ſtehen die Sachen?

Marquiſe. Ja wol.

Ariſtide. Nun aber treten gewiſſe Hinderniſſe, Schwierigkeiten dazwiſchen.

Marquiſe. Es gibt alſo ſolche?

Ariſtide. Haben Sie deren vorausgeſehen, Frau Marquiſe?

Marquiſe. Wenigſtens vermuthete ich welche.

Ariſtide. Schon der einfache Gedanke, daß Ihre Vermuthungen ſich verwirklichen, ſcheint Sie zu entzücken.

Marquiſe. Sie ſagten alſo?

Ariſtide. Ich ſage, daß Herr von Boisceny nicht Hr. v. Boisceny heißt.

Marquiſe. Ich wußte es wol, daß es keine Familie dieſes Namens gäbe! Ohne Zweifel der Name irgend eines Grundbeſitzes?

Ariſtide. Ganz recht, Frau Marquiſe.

Marquiſe. Alſo blos ein Beiname?

Ariſtide. Noch mehr, er iſt nicht der Sohn einer verwitweten Frau, wie ſeine Mutter ihm ſagte. Er iſt der nicht anerkannte Sohn einer unverehelichten Arbeiterin Namens Clara Vignot.

Marquiſe. Nicht möglich!?

Ariſtide. Die reine Wahrheit.

Marquiſe. Aber das iſt ja das Allerkomiſcheſte, was es geben kann.

Ariſtide. Finden Sie, Frau Marquiſe? Nun ſehen Sie, wie Unrecht Sie hatten, mich ſchlecht zu empfangen.

Marquiſe. Ich danke Ihnen ſehr, mein werther Herr, daß Sie gekommen ſind, um mir alle dieſe Aufklärungen zu geben: Sie kennen demnach Herrn von Boisceny ganz genau?

Ariſtide. Ich bin ſein Notar und ſein Pathe. . .

Marquiſe. Und da er es nicht wagte, dies Geſtändniß ſelbſt zu machen, beauftragte er Sie, es an ſeiner Stelle zu thun?

Ariſtide. Nein, Frau Marquiſe; Jakob weiß nichts von meinem Verfahren, ſo wie ihm auch die näheren Umſtände noch unbekannt ſind, die ich Ihnen ſo eben mitgetheilt.

Marquiſe. Es iſt kaum glaublich.

Digitized by Google

Aristide. Ich versichere Sie, Frau Marquise.

Marquise. Lassen Sie doch — —

Aristide. Auf Ehre!

Marquise. Und sein Vermögen? —

Aristide. Sein Vermögen ist Thatsache.

Marquise. Aus einfacher Neugierde nur habe ich diese Frage gestellt, ich verlange nicht zu wissen, woher es kommt.

Aristide. Aus einer sehr ehrenwerthen Quelle.

Marquise. Ich zweifle nicht daran, mein Herr. Ist das Alles, was Sie mir zu sagen haben?

Aristide. Oh nein, Frau Marquise, ich bin noch nicht fertig.

Marquise. Desto besser!

Aristide. Es belustigt Sie wohl, Frau Marquise?

Marquise. Es interessirt mich.

Aristide. Das Interessanteste kennen Sie noch nicht.

Marquise. Vielleicht noch Aergeres?

Aristide. Wie bei — erlauben Sie, daß ich nach der Ordnung verfahre; ich habe mein Programm als Abgesandter, Sie erlauben wol, daß ich es zu Rathe ziehe! (Zieht ein kleines Papier aus der Tasche und sieht hinein.) Ich bin methodisch. Ich bin Notar. Also, ich soll Sie fragen, ob Sie, nach dem, was Sie so eben hörten, in die Heirath des Fräuleins Hermine mit Herrn von Boisceny einwilligen, oder vielmehr mit Herrn Vignot, da dies sein wahrhafter Name ist.

Marquise. Nein, mein Herr, ich willige nicht darein.

Aristide. Erinnert Sie der Name Vignot an gar Nichts, Frau Marquise?

Marquise. An Nichts.

Aristide. Nun, Sie werden sogleich sehen, daß der Zufall sich den Spaß machte, eine sehr merkwürdige Geschichte zu Stande zu bringen. Herr Vignot ist der Vetter von Hermine, denn er ist Ihr Enkel.

Marquise. Mein Enkel und Herminens Vetter?

Aristide. Ja, Frau Marquise; ist Fräulein Hermine nicht die Tochter eines Ihrer Söhne, der sammt seiner Gattin verstorben ist?

Marquise. Ja wohl!

Aristide. Herr von Boisceny ist der Sohn des anderen, der lebt, des Herrn Sternay und der Clara Vignot, welche Nähterin bei Ihnen war, und die Ihr Herr Sohn verführt hat.

Marquise. Wie!? das Mädchen, welches vor 23 oder 24 Jahren bei mir war, und die, ich weiß nicht welchen Scandal zur Zeit der Vermälung meines Sohnes machte, unter dem Vorwande, daß sie ein Kind habe?

Aristide. Sie müssen zugestehen, daß der Vorwand gut war.

Marquise. Abscheulich, mein Herr, dieses Kind geht Herrn Sternay nichts an.

Aristide. Gehen wir nicht zu weit, Frau Marquise; Herr von Boisceny gehört zu Ihrer Familie.

Marquise. Bei Leuten, wie wir sind, mein Herr, gibt es keine Familie, als wenn eine gesetzliche Verbindung besteht.

Aristide. Ich habe Sie ferner zu fragen, Frau Marquise, ob Sie, nachdem Sie wissen, daß Herr Vignot Ihr Enkel, dennoch darauf bestehen, ihm die Hand Ihrer Enkelin abzuschlagen?

Marquise. Immer und alle Zeit, so lange sie das Gesetz unter meinen Schutz stellt; ich verlange von dem Manne, der meine Enkelin heiraten will, dasselbe, was meine Mutter von meinem Gatten verlangte, was die Familie meiner Schwiegertochter von meinem Sohne forderte, eine gesellschaftliche Stellung, einen rechtmäßigen Namen, eine unantastbare Vergangenheit.

Digitized by Google

Aristide. Ich bitte um Verzeihung, Frau Marquise, wenn ich dringend erscheine; aber es handelt sich hier nicht um mich; ich muß alle Mittel des Vergleiches anwenden, bevor — —

Marquise. Bevor?

Aristide. Bevor ich zu Anderen schreite.

Marquise. Zu welchen Anderen, mein Herr?

Aristide. Diese betreffen andere Personen.

Marquise. Man wird Scandal machen wollen?

Aristide. Ich glaube nicht, Frau Marquise; die Mutter des Herrn Vignot erbietet sich, wenn Sie in die Heirat willigen, ganz im Verborgenen und in Zurückgezogenheit zu leben und ihren Sohn nicht mehr wiederzusehen; wenn Sie verlangen würden, sie solle sich tödten, um gewiß zu sein, daß sie ihr Versprechen halte, sie würde sich umbringen. — Nein?

Marquise. Nein, mein Herr.

Aristide. Ich bin zu Ende, Frau Marquise, mit Ihnen wenigstens; ich muß Ihnen sagen, daß ich nicht einen Augenblick an Ihrer Antwort gezweifelt habe.

Marquise. Sie sind ein Mann des Gesetzes, Herr Notar; bin ich in meinem Rechte? Ja oder Nein?

Aristide. Sie sind vollständig in Ihrem Rechte; und was auch geschehen mag, Sie werden weder sich noch mir etwas vorzuwerfen zu haben.

Marquise. Und was wird denn geschehen?

Aristide. Aller Wahrscheinlichkeit nach — wenn Herr Vignot Fräulein Hermine Sternay wahrhaft liebt, wovon ich überzeugt bin; wenn Fräulein Hermine Sternay Herrn Vignot wirklich liebt, was ich wol glaube, denn er verdient geliebt zu werden — nun also — so werden sie sich heiraten; denn der Fehltritt eines Individuums muß nicht eine ganze Generation verhindern, glücklich zu werden.

Marquise. Und sie werden sich wider meinen Willen heiraten?

Aristide. Wider Ihren Willen, Frau Marquise.

Marquise. Durch welches Mittel?

Aristide. Durch ein Mittel, welches ich ihnen bezeichnen werde.

Marquise. Und das ist — ? —

Aristide. Sehr einfach. Dies ist Alles, was ich Ihnen heute sagen kann, Frau Marquise.

Marquise. Ich gestehe, daß ich neugierig wäre, dies zu sehen.

Aristide. Die Frau Marquise ist noch jung genug, um es zu sehen.

Marquise. Unterdessen, mein Herr, werden Sie wohl die Güte haben, uns die Mühe zu ersparen, Herrn Vignot zu verabschieden?

Aristide. Ja.

Marquise. Ich denke, wir haben uns nichts mehr zu sagen?

Aristide. Nichts mehr.

Marquise. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen, Herr Notar.

Aristide. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen, Frau Marquise.

(Marquise ab.)

Achter Auftritt.

Aristide (allein), dann Jakob.

Aristide. Armer Junge!

Jakob (auftretend). Sie hier, Pathe?

Aristide. Ja, mein lieber Jakob; Dir geht's gut?

Jakob. Ausgezeichnet; aber wie kommen Sie hierher?

Aristide. Ich kam mit Deiner Mutter.

Jakob. Sie ist hier?

Aristide. Nein, sie erwartet uns in Havre, im Hôtel de France.

Jakob. Schnell, eilen wir zu ihr!

Digitized by Google

Ariſtide. Höre mich ein Wenig. Biſt Du ein Mann?

Jakob. Was wollen Sie damit ſagen?

Ariſtide. Ich frage Dich, ob Du, wie es jeder verſtändige Mann ſein ſoll und muß, auf alle Ereigniſſe dieſes Lebens vorbereitet biſt?

Jakob. Meine Mutter iſt todt?

Ariſtide. Nein; und da dies das erſte Unglück iſt, an welches Du gedacht haſt, ſo iſt dasjenige, was ich Dir mitzutheilen habe, weniger groß.

Jakob. Reden Sie.

Ariſtide. Man verweigert Dir die Hand des Fräuleins Sternay.

Jakob. Weshalb?

Ariſtide. Weil Du ein natürliches Kind biſt.

Jakob. Wer ſagte das?!

Ariſtide (ihm ein Papier übergebend). Dein Geburtsſchein; lies.

Jakob (leſend): „Ein Kind, getauft mit dem Namen Jakob, Mutter Demoiſelle Clara Vignot; Vater unbekannt!“ Dies iſt mein Geburtsſchein?

Ariſtide. Ja.

Jakob. Alſo habe ich gelogen! Was hatte denn meine Mutter gethan, daß ſie mein Vater nicht heiratete? Warum hat man mir die Wahrheit verheimlicht? Ich muß Alles wiſſen; dieſer dem Geſetze unbekannte Vater hatte einen Namen?

Ariſtide. Gewiß.

Jakob. Er lebt noch.

Ariſtide. Er lebt.

Jakob. Und heißt?

Ariſtide. Herr Sternay.

Jakob (wendet ſich zum Abgehen). Herminen's Oheim?

Ariſtide. Herminens Oheim! Wohin gehſt Du?

Jakob. Zu meinem Vater.

Ariſtide. Was da thun?

Jakob. Nun, ihn ſehen, da ich ihn noch niemals geſehen habe.

(Ende des erſten Aufzuges.)

Zweiter Aufzug.

Zimmer in einem Gaſthofe.

Erſter Auftritt.

Clara (allein, ordnet Papiere an einem Tiſche.) Ariſtide (tritt auf.)

Clara. Endlich biſt Du da.

Ariſtide. Ja ich bin da; ich glaubte daß dieſer verdammte Wagen niemals herkommen würde.

Clara. Was für Nachrichten?

Ariſtide. Schlechte.

Clara. Ich habe ſie nur zu gut vorausgeſehen! die Marquiſe? —

Ariſtide. War ſo wie ſie ſein mußte. Von dieſer Seite iſt nichts zu erwarten.

Clara. Madame Sternay?

Ariſtide. Hat das Ausſehen einer braven Frau. Es iſt wahr, daß in dem Augenblicke, wo ich ſie geſehen habe, ſie noch nichts von dem wußte, was mich hinführte.

Clara. Das junge Mädchen?

Ariſtide. Ich glaube, dies iſt die Beſte in der ganzen Familie.

Clara. Nun und — Jakob?

Ariſtide. Du errathſt wol den Eindruck, den die Nachricht auf ihn herangebracht hat nicht mehr?

Clara. Er hat mich verflucht.

Ariſtide. Er! biſt Du wahnſinnig?

Digitized by Google

Er wollte den Namen seines Vaters wissen; das war Alles.

Clara. Und Du hast ihn genannt?

Aristide. Wie sollte ich Anders?

Clara. Alsdann?

Aristide. Alsdann ging er fort ihn aufzusuchen.

Clara. Und in diesem Augenblick?

Aristide. Ist er bei ihm!

Clara. Was wird geschehen?

Aristide. Ich weiß nichts davon.

Clara. Du mußtest ihn zurückhalten. Jakob ist gut, aber Du weißt, wie heftig er ist . . . . .

Aristide. Hält man einen Mann, der plötzlich in solch eine unerwartete Lage gekommen ist, wol von etwas zurück? — Alles, was man thun kann, ist zu versuchen diese Sachlage zu leiten. Wenn Du auf mich gehört hättest, so würdest Du ihm längst Alles gesagt haben. — Kurz — ich kam hierher, um Dich von den Folgen meines Schrittes zu benachrichtigen, dies schien mir das Wichtigste. Jetzt laufe ich zu Herrn Sternay, um ein Wenig nachzusehen, was geschieht, dann komme ich sobald als möglich wieder. —

Clara. Lieber Aristide, wie gut Du bist!

Aristide. Nur noch eine Stunde Geduld.

Zweiter Auftritt.

Vorige, Jakob.

Jakob (im Auftreten) Mutter! . . .

Aristide. Zu spät!

Clara. (an Jakobs Hals hängend.) Jakob! Mein Freund! Mein Kind!

Jakob. (nachdem er Aristide die Hand gereicht.) Ich komme von Herrn Sternay.

Clara. Und er?

Jakob. Ich habe ihn nicht angetroffen. Ich ließ meinen Namen bei ihm zurück, den Namen, den ich noch vor 2 Stunden trug, und meine Adresse, ihn bittend, mir sagen zu lassen, wann er zu sprechen sein würde. (Zu Klara.) Ich bin über diesen Aufschub sehr zufrieden, da er mir Zeit gewährt, mit Dir zu sprechen.

Clara. (zu Aristide, welcher abgeht) Entferne Dich nicht, ich wünschte Dich sogleich wiederzusehen. (Aristide ab.)

Dritter Auftritt.

Clara, Jakob.

Jakob. Liebe Mutter, Du wirst mir nun Alles erzählen, nicht wahr?

Clara. Frage — — —

Jakob. Ich muß wol die ganze Wahrheit wissen, um mich mit Herrn Sternay erklären zu können.

Clara. Was willst Du ihm sagen?

Jakob. Dies wird davon abhängen, was Du mir gesagt haben wirst.

Clara. Vergiß nicht, daß er Dein Vater ist.

Jakob. Nicht mehr, als er vergessen hat, daß ich sein Sohn war.

Clara. Er ist vielleicht nicht so strafbar, als es erscheint.

Jakob. Du entschuldigst ihn schon?

Clara. Dies ist meine Pflicht.

Jakob. Obgleich Dich dieser Mann verlassen hat, ohne Dir einen Vorwurf machen zu können, — denn er hatte Dir nichts vorzuwerfen . . . . nicht wahr?

Clara. Nichts! ich schwöre es Dir vor Gott! Aber bedenke wol, was Du thun willst.

Jakob. Ich werde das Allereinfachste von der Welt thun: ich will wissen, welchen Grund ein Vater haben kann, um sein Kind zu verlassen, und ich will ihn selbst darum befragen. Wenn der Grund gut ist, werd ich ihn begreifen.

Clara. Und wenn er sich weigert, Dir diesen Grund anzugeben?

Jakob. Weshalb?

Clara. Weil er es läugnen kann, Dein Vater zu sein; weil es durch Nichts bewiesen ist.

Jakob. Vor dem Gesetz; aber vor uns — — —

Digitized by Google

Clara. Wohin wird diese Auseinandersetzung führen?

Jakob. Die Wahrheit kennen zu lernen.

Clara. Ich will sie Dir jetzt sagen, denn mein einziges Unrecht Dir gegenüber besteht darin, daß ich sie dir nicht früher gesagt habe. Ich glaubte Dich immer in dieser Unwissenheit lassen zu können, oder doch wenigstens bis zu meinem Tode. Ich habe dich von jeder Laufbahn entfernt zu halten gesucht, wo es unumgänglich nöthig sein mußte deine wahre Stellung einzustehen. Ich hatte nicht das Recht dazu, ich erkenne es an. Heute nimmt diese Offenbarung, in Gegenwart Deiner Liebe zu Frl. Sternay, des Fehlschlagens Deiner Heirath und des Verlustes Deiner Hoffnungen, die Verhältnisse eines nicht wieder gutzumachenden Unglücks an. Es ist jedoch nicht so, denn ich bin immer Deiner würdig, und Du bist noch immer ihrer würdig, denn ich war stets eine gute Mutter, und Du wirst immer ein rechtschaffener, ehrenwerther Mann sein. Alles hängt also von der Erklärung ab, die Du mit Herrn Sternay, deinem Vater, haben wirst. Jetzt, wo die Leidenschaften beruhigt sind, wo Du ein junger Mann bist und ich eine alte Frau, begreife ich Vieles, was ich früher nicht begriff. Sei also sanft und versöhnlich während dieser Zusammenkunft. Wenn Herr Sternay sieht, was aus seinem Sohn geworden, wird er stolz auf Dich sein; er nur allein kann das Unglück, welches Dich betrifft, wenn auch nicht materiell, doch wenigstens moralisch wieder gut machen, da er Herminens Vormund ist, und Du wirst nach Allem, was geschehen ist, wofern Du sie heiratheſt, glücklich werden. Rufe also seine besseren Gefühle an; er wird Dich anhören, wird Dich seinen Sohn nennen, — ich bin davon überzeugt, — nicht vor der Welt, aber im Innersten seines Herzens; und nachdem er Dich durch seine Verheirathung aus seiner Familie ausgeschlossen, wird er Dich durch die Deinige mit Herminen, in dieselbe wieder aufnehmen. Ist dies nicht der beste Rath, den ich Dir geben kann; nicht wahr, es ist das Klügste, was Du in diesem traurigen Verhältniß zu thun hast?

Jakob. Nein, Mutter, nein! Glaubst Du, daß ein Mann wie ich, der seit 23 Jahren seine Mutter als die beste und heiligste der Frauen liebt und achtet, Alles dies so plötzlich hören kann, ohne daß er, wenn er sich endlich seinem Vater gegenüber befindet, nicht von diesem eine Erklärung seines ganzen Leben fordern, und Alles vergessen wird oder nichts wissen will, unter der Bedingung, daß man ihm die Hand derjenigen gibt, die er liebt?! Du kennst mich zu gut, Du hast einen viel zu stolzen und rechtschaffenen Mann aus mir gemacht, um nur zu denken, daß ich, mit einem Zweifel, der auf Dir oder mir lastete, leben wollte. Ja, ich liebe Hermine, und diese Liebe war der Traum meiner Zukunft; aber vor 2 Stunden noch, hielt ich mich für einen Mann wie alle Uebrigen. Jetzt ist es Anders, und meine Liebe darf und muß erst nach meiner Ehre kommen. Ich werde Herminen lieben, wenn ich überzeugt sein werde, ein ehrlicher Mann zu sein.

Clara. Jakob!

Jakob. Siehst Du nicht, Mutter, oder willst Du es nicht sehen, daß, seitdem ich hier bin, ein einziger Gedanke meinen Geist beherrscht, daß eine einzige Frage ängstlich auf meinen Lippen bebt; fühlest Du denn nicht, daß in meinem vergangenen und gegenwärtigen Leben ein Geheimniß liegt, welches ich mir nicht erklären kann und dessen Aufklärung ich nicht von Dir zu fordern wage, so sehr bin ich noch gewöhnt Dich zu lieben und hochzuachten; und da ich diese Aufklärung haben

Digitized by Google

will, und ich sie nicht von Dir begehren kann, so bin ich genöthigt, sie von einem Andern zu fordern!

Clara. Du sollst Alles erfahren, mein Kind! — Frage mich, richte mich, ich bin es zufrieden!

Jakob. Nun also, Mutter, da Du ohne Vermögen warst, da mein Vater mich verlassen hat, wie kommt es, daß ich reich bin?

Clara. Höre Jakob, höre mir aufmerksam zu, mit Ruhe, ich bitte Dich darum.

Ein Diener. Herr . . . .

Jakob. Was wollen Sie von mir?

Diener. Es ist ein Herr da, bei dem Sie so eben waren, und der Sie zu sprechen wünscht... Herr Sternay.

Jakob. (eine Seitenthür aufstoßend) Tritt hier hinein, Mutter, höre, was sich zutragen wird, und erscheine, wenn Du glaubst, daß es nothwendig ist. (Zum Diener.) Bitten Sie Herrn Sternay, einzutreten. (Diener ab. Jakob darnach seine Mutter).

Clara. Du versprichst mir — —?

Jakob. Ich verspreche Dir, mich als Ehrenmann zu betragen. (Clara ab in dem Augenblick, wo Herr Sternay auftritt).

Vierter Auftritt.

Jakob, Sternay.

Sternay. Ich habe wol die Ehre, mit Herrn von Boisceny zu sprechen?

Jakob. Ja, mein Herr.

Sternay. Sie haben sich die Mühe gegeben, bei mir vorzusprechen; ich bedaure, abwesend gewesen zu sein; aber als ich nach Hause kam, fand ich Ihren Namen und Ihre Adresse, und ich beeilte mich, zu Ihnen zu gehen, um Ihnen die Mühe zu ersparen, wieder zu mir zu kommen.

Jakob. Ich bin Ihnen für diese Zuvorkommenheit sehr dankbar.

Sternay. Sie ist ganz natürlich.

Jakob. Madame Sternay, mit welcher ich die Ehre hatte, auf dem Land bekannt zu werden, hat ohne Zweifel schon von mir gesprochen?

Sternay. In der That, in ihren letzteren Briefen erzählte sie mir oft von Ihnen, und in solchen Ausdrücken, daß Sie, obgleich mir noch unbekannt, doch schon kein Fremder mehr für mich waren . . . Sie theilte mir mit, daß Sie meine Nichte liebten, und daß Sie uns die Ehre erweisen, um deren Hand anzuhalten. Sollte meine Mutter noch nicht auf meinem Landbesitze angekommen sein?

Jakob. Sie ist jetzt dort.

Sternay. Sie haben sie gesehen?

Jakob. Nein, mein Herr.

Sternay. Ah! . . . Meine Mutter hat jedoch hauptsächlich über Hermine zu bestimmen. Es ist so weit schicklicher .... was sie thun wird, kann ich nur bestätigen .... Aber die Ueberlassung meiner Rechte an meine Mutter hat weder meine Pflichten gegen Hermine verringert, noch meine Zärtlichkeit für dieselbe geschwächt; denn ich liebe Hermine, als ob sie meine Tochter wäre, und sie wird meine einzige Erbin sein, da ich keine Kinder habe.

Jakob. Sie haben keine Kinder, Herr Sternay?

Sternay. Nein.

Jakob. Haben niemals welche gehabt?

Sternay. Nie.

Jakob. (nach einer Pause.) Ich hatte mich deshalb zu Ihnen begeben, Herr Sternay, um Sie zu benachrichtigen, daß mein Heiratsantrag wahrscheinlich als nicht geschehen zu betrachten sein dürfte.

Sternay. Sie ziehen Ihr Gesuch zurück?

Jakob. Nein. Aber Ihre Frau Mutter verweigert ihre Einwilligung, und Ihr Ausspruch wird ohne Zweifel mit dem Ihrer Mutter übereinstimmen.

Sternay. Weshalb diese abschlägige Antwort?

Digitized by Google

Jakob. Weil ich, ebenso wie Sie keine Kinder habe, was man erklären kann, keinen Vater habe, welches sich nicht erklären läßt.

Sternay. Keinen Vater! — Ich verstehe nicht.

Jakob. Ich bin ein natürliches Kind. Vor zwei Stunden habe ich selbst es erst erfahren, und ich beeilte mich, zu Ihnen zu gehen, um es Ihnen zu sagen. Meine Mutter hatte mir bis jetzt immer meine Stellung verheimlicht, sonst würde ich mir nicht erlaubt haben, um die Hand Ihrer Nichte zu werben. Ihre Frau Mutter, welche die Wahrheit erfahren, verweigert ausdrücklich ihre Zustimmung zu dieser Heirat, und so ruht denn meine ganze Hoffnung nur noch auf Ihnen, Herr Sternay.

Sternay. Diese so einfache, aber etwas ungestüm hervorgebrachte Eröffnung war ich mir nicht erwartend.

Jakob. Möge Ihre Antwort eben so freimüthig sein, als es das Geständniß war.

Sternay. Alsdann sage ich Ihnen, mein Herr, daß Ihre Freimüthigkeit einen rechtschaffenen Mann beurkundet; unglücklicherweise aber . . .

Jakob. Unglücklicherweise . . . .

Sternay. Gehören meine Mutter und ich, sie durch die Geburt, ich durch meine Unternehmungen einer Classe der Gesellschaft, ja selbst zwei Classen an, bei denen dasjenige, was erhabene Geister Vorurtheil nennen, noch ein Grundsatz heißt. Hermine ist nicht meine Tochter, sie ist nur meine Nichte — wir können daher nur mit der größten Behutsamkeit und Vorsicht über ihr Schicksal entscheiden . . . Eine Heirat ist nicht nur allein die Verbindung zweier Personen, sie ist die Vereinigung zweier Familien; diese zwei Familien müssen also — — —

Jakob. Wenn nicht von demselben Rang, doch wenigstens von demselben Stamme sein.

Sternay. Jawohl. Sie haben mich gebeten, freimüthig zu sein, verzeihen Sie mir, ich bin es.

Jakob. Und wir werden sehen, bis wie weit diese Freimüthigkeit geht. Meine Mutter heißt Clara Vignot.

Sternay. Clara Vignot!

Jakob. Ja, Herr Sternay.

Sternay. Sie sind der Sohn der Clara Vignot!

Jakob. Und folglich — der Ihrige.

Sternay. Mein Herr — — —

Jakob. Wenn Sie läugnen, daß Sie mein Vater sind, so verlasse ich Sie in demselben Augenblicke.

Sternay. Ich läugne nichts.

Jakob. Also, warum haben Sie meine Mutter nicht geheiratet? Warum haben Sie mir nicht Ihren Namen gegeben?

Sternay. Ich habe Ihnen nichts zu sagen.

Jakob. Weil — ? --

Sternay. Weil ich nichts wieder gut machen kann . . .

Jakob. Ich fordere nicht, daß Sie Ihr früheres Betragen wieder gut machen, ich verlange nur von Ihnen, daß Sie mir dasselbe erklären. Ich komme nicht, um einen Namen von Ihnen zu erflehen, ich fordere Aufschluß. Ich wurde bis jetzt über meine Geburt getäuscht, ich will wissen warum? — Sie allein können mich aufklären: sprechen Sie also ohne Umschweife mit mir; ich bin ein Mann und kenne das Leben. Haben Sie daher die Güte, mir zu antworten: Was trieb meine Mutter, als Sie dieselbe kennen lernten?

Sternay. Sie arbeitete . . . .

Jakob. Um zu leben? . . . Ich kenne nichts Ehrenvolleres. Hatte irgend Jemand das Recht, ihr etwas Schlechtes nachzusagen?

Sternay. Nein! Niemand!

Digitized by Google

Jakob. Und Sie liebten sie?

Sternay. Ich liebte sie.

Jakob. Sie haben ihre Liebe gewonnen, indem Sie versprachen, ihr Gatte zu werden?

Sternay. Sei es! Als ich dieses Versprechen gab, glaubte ich, es halten zu können.

Jakob. Warum haben Sie es nicht gehalten?

Sternay. Ereignisse, welche stärker waren als der Wille eines Menschen, tragen die Schuld; meine Stellung, meine Familie, die niemals in diese Heirat eingewilligt hätte; große Geldverluste, welche mich noch mehr zum Sclaven meiner Mutter machten, und gesellschaftliche Anforderungen . . .

Jakob. Als Sie entschlossen waren, sich mit einer andern Frau, als mit meiner Mutter zu vermälen, kamen Sie damals zu ihr, um ihr diese Trennung freimüthig zu gestehen? Hat sie entsagt? Hat sie eingewilligt?

Sternay. Nein; ich sagte Ihrer Mutter damals nur, daß ich eine Reise unternehmen müßte.

Jakob. Weshalb diese — Ausflucht?

Sternay. Weshalb? — weshalb? — Weil es gewisse Sachen gibt, die man nicht den Muth hat, einer Frau zu sagen, der man — es ist wahr — nichts vorzuwerfen hat. Ich hatte Furcht vor Thränen, Klagen, Vorwürfen. Sie werden dies wohl einsehen — denn Sie kennen das Leben ebenso gut als ich; — zu was nützt es nun, mich zu zwingen, Ihnen noch zu sagen, was Sie errathen und was Ihnen nur Kummer verursachen muß? — Was soll ich Ihnen noch sagen! — Ich war 25 Jahre alt, war jung. Dieser Ausgang war vorauszusehen. Ich habe gehandelt, wie ein junger Mensch, wie viele Andere, wie Sie selbst an meiner Stelle gehandelt haben würden.

Jakob. Ich glaube nicht.

Sternay. Sie glauben nicht! Weil es sich in diesem Augenblicke um Sie handelt. Ich wünschte die Macht zu haben, das Unglück wieder gut machen zu können . . . aber wie? . . . ich bin verheiratet, ich kann meiner Frau die Wahrheit nicht eingestehen. Fragen Sie die Gefühle, welche Sie zu mir geführt haben, als Sie die Wahrheit über Ihre Geburt erfuhren, und Sie werden einsehen, daß es keine kindlichen Gefühle waren. Dies beweist, daß die Familie mehr als ein Verwandtschaftsband ist; sie ist eine Gewohnheit des Herzens, die sich nicht aneignen läßt, wenn sie — sei es durch was immer für Ereignisse — seit 20 Jahren zerrissen ist. Alles, was sich nun in Ihrem Leben, sowie in dem meinigen verändert hat, ist — daß wir nun Beide eine Sache wissen, die wir vor Kurzem noch nicht wußten; welche Ihnen nur Kummer verursacht, mir aber Bedauern, — Gewissensbisse, wenn Sie wollen; — denn wenn ich vor 20 Jahren gewußt hätte, was ich nun weiß, so würde mein Leben wahrscheinlich eine andere Richtung genommen haben. Sie sind kein Kind mehr, und Ihr Herz sowohl als Ihre Vernunft werden sich nicht mit dem Namen eines Sohnes begnügen, der nur im Geheimen gegeben und empfangen werden darf. Sie sind unabhängig, haben Niemanden nöthig, ich habe Ihnen also nichts anzubieten.

Jakob. Es ist wahr, Herr Sternay, das erste Gefühl, welches sich bei mir für Sie regte, war kein Gefühl der Liebe, aber an wem lag die Schuld? . . . Gut, es sei — ich unterwerfe mich den kalten Vernunftgründen Ihres Alters, der Nothwendigkeit des Geschehenen, und verlange nichts von dem, was ein Sohn von seinem Vater verlangen kann; aber was Sie nicht für ein natürliches Kind gethan haben würden, welches Ihnen

Digitized by Google

unbekannt war, werden Sie es auch nicht für Denjenigen thun, dessen Vater Sie nun kennen? Nehmen wir an, daß ich — wie es mir meine Mutter rieth — an Ihr Herz appellire, welches sie mir als gut bezeichnete, daß ich mein ganzes Streben für meine Zukunft in der einzigen Befriedigung meiner Liebe begrenze, und daß ich mich damit begnüge, von Ihnen die Hand Ihrer Nichte zu verlangen; werden Sie mir Ihre Nichte geben?

Sternay. Gewiß, ich wollte es gerne, aber wie soll ich es anfangen? — Ich bin nicht allein Herr über meine Nichte. Meine Mutter ist Vormünderin. Ueberdies besteht noch der Familienrath. Es wird unmöglich sein, die Unregelmäßigkeit Ihrer Geburt zu verbergen. Man wird alsdann die kränkendsten Vermuthungen über Hermine aufstellen, denn man beschuldigt immer die Frau. Man wird sagen, auf daß meine Mutter und ich in diese Heirath einwilligten, — annehmend, meine Mutter willigte ein, — müßten wohl sehr ernste Ursachen bestehen, und man würde die Heirat mit dem Namen einer nothgedrungenen Ehrenrettung bezeichnen, vielleicht mit . . . Muß ich Ihnen die ganze Wahrheit sagen? — Man wird auf alle Arten über Scandal schreien. Man wird sagen, daß ich bei mir, unter meinem ehelichen Dache diejenige unter dem Titel einer Schwiegermutter aufgenommen habe, welcher ich früher den Titel Gattin verweigert habe; daß ich mit dem Titel eines Schwiegersohnes das Kind an meinem Herde sitzen lasse, welchem ich den Titel Sohn abgeschlagen. Man wird hinzufügen, daß ich durch das Mittel einer Heirat auf dieses Kind ein Vermögen übergehen lasse, welches nicht mir gehört, da es das Erbe meines Bruders ist, und daß ich meinem Kinde Schenkungen mit dem Gelde Anderer mache. Welcher ist nun derjenige von all' diesen Scandalen, den Sie bereit sind, für die Ehre Ihrer Gattin, für den Ruf Ihrer Mutter, für Ihre persönliche Würde auf sich zu laden?

Jakob. Also ist mein ganzes Leben zerstört, meine Zukunft verloren; mein Herz ist durch einen Fehltritt verdammt, der nicht der meinige, sondern der Ihrige ist, und dessen ganze Folgen Sie mit der kalten Logik des socialen Egoismus auf mich zurückwerfen. Aber hüten Sie sich, Herr Sternay, Ihre Darlegungen und Schlüsse könnten nur zum Umsturz der geheiligsten Naturgesetze führen.

Sternay. Wie das?

Jakob. Wer wird mir wohl die Stelle in Ihrer Schlußkette zeigen, wo die Gesellschaft aufhört, wo die Natur anfängt? Weil die Welt nicht weiß, weil sie es nicht wissen darf, daß ich Ihr Sohn bin, so sieht sie ja auch in uns nur zwei sich ganz fremde Menschen. Nun gut, nehmen wir an, daß ich der Logik meiner Lage folgte, wie Sie der Logik der Ihrigen folgten, und daß ich von Ihnen Rechenschaft verlangte, nicht mehr wie ein Sohn von seinem Vater, sondern wie ein Mann vom Manne, über die Schande meiner Mutter! Was würden Sie mir antworten?

Fünfter Auftritt.

Vorige. Clara.

Clara (welche während der letzten Worte auftritt). Jakob!

Jakob. Fürchte nichts, liebe Mutter, der Herr und ich treiben nur Logik mit einander.

Sternay. Nun gut, ich werde Ihnen antworten — immer logisch — daß Sie das Recht verloren haben, so mit mir zu sprechen, indem Sie seit langer Zeit eine Stellung einnehmen, bei welcher ich nichts mehr gethan

Digitized by Google

habe, und wovon mir mein Zartgefühl verbietet, mit Ihnen zu reden. — Sie zwingen mich, Ihnen noch positivere Gründe anzugeben, ich gebe sie Ihnen. Nicht dem Herrn Jakob, dem Kinde ohne Namen, nicht dem Sohne der Clara Vignot, der Arbeiterin ohne Vermögen, verweigere ich die Hand meiner Nichte, ich verweigere sie dem Herrn von Boisceny, dem Mann von Welt, weil er einen Namen trägt, dessen Ursprung ich nicht kenne, und der 25,000 Franken Renten besitzt, deren Quelle mir unbekannt ist.

Jakob. Ich bitte Dich, Mutter, auf diese Fragen zu antworten, welche ich nicht zu beantworten wüßte, da ich sie selbst eben noch an Dich gerichtet.

Clara. Sei mein Richter: Herr Sternay selbst hebt hier vor Deinen Augen den Schleier der Vergangenheit auf, um sich zu entschuldigen und um dahin zu gelangen, daß Du Deine Mutter anklagtest; er ruft eine schändliche, ehrlose Vermuthung zu seiner Hilfe herbei; sei es. (Wendet sich an Sternay.) Nicht wahr, Sie wissen noch, was eine Stunde nach unserer letzten Unterredung, vor 20 Jahren geschehen ist? Ich suchte Sie bei Ihrer Mutter auf, welche mich durch ihre Leute davonjagen lassen wollte, mich, die Mutter Ihres Sohnes. Was ich Ihnen damals sagte, erinnere ich mich nicht mehr, ich war wahnsinnig vor Zorn und Schmerz. Ich weiß nur, daß ich die Schenkung, das Almosen, welches Sie zurückließen, zerriß, daß ich es Ihnen vor die Füße warf, und verzweifelnd, sterbend, ohne alle Hilfsquellen nach Hause zurückkehrte. Gott ist jedoch mein Zeuge, ich liebte Sie zu jener Zeit so sehr, daß ich — wenn Sie mir die Wahrheit gestanden hätten, anstatt zu lügen, gewiß entsagt haben würde. — Glauben Sie mir, während der langen Stunden der Einsamkeit, zu welchen Sie mich oft verurtheilten, während ich meinen Sohn wiegte, der heute ein Mann ist, welcher uns richtet und mich vielleicht verdammen wird, glauben Sie mir, in jenen einsamen Stunden hatte ich diesen schrecklichen Ausgang oft vorausgesehen. Ich sagte Niemanden etwas, aber ich dachte es wohl, daß Herr Sternay niemals die Arbeiterin Clara heiraten, daß er nie seinen Sohn anerkennen würde; denn wenn das Herz eines Vaters nicht gleich diesen Gedanken am Tage der Geburt seines Kindes hat, so kommt er ihm später nicht mehr; nur sagte ich mir: Wenn der Augenblick unserer Trennung gekommen sein wird, so wird er mir es offenherzig und redlich bekennen, wird mich um Verzeihung bitten, ohne welche er nicht glücklich sein kann; er wird mir diesen letzten Beweis seiner Achtung geben, und von Zeit zu Zeit, wenn ich ihm begegne, wird ein mir nur sichtbares Lächeln, eine Thräne vielleicht Alles vergelten, was ich gelitten haben werde.

Jakob. Mutter!

Clara. Nach jenem schrecklichen Auftritte wurde ich krank. Ein junger Mann, der damals so alt war, wie Du jetzt bist Jakob, nahm sich meiner an und pflegte mich, wie es nur ein Bruder an einer Schwester thun kann; er war ohne Verwandte, ohne Freunde, und überdies von einer tödtlichen Krankheit befallen, die sein Dasein nur noch auf wenige Monate, in Fiebern und Schlaflosigkeit hinsiechend, beschränkte. Und ich, — die ich an einem Tage alle meine Hoffnungen verloren hatte, nur noch Dich, meinen Sohn, besaß, um Dir meinen Kummer, meine Schmerzen zu erzählen, obgleich Du noch zu jung warst, um sie zu verstehen, — ich wurde von Rührung, von Mitleid, von Zärtlichkeit für dieses arme Wesen ergriffen, welches sein Leben verkürzte, um das

Digitized by Google

meinige zu retten. Ich fühlte für jenen Mann eine Art mütterlicher Liebe. Ich unternahm es meinerseits, den Kranken zu retten. Ich verlängerte sein Leben um 2 Monate, über die Frist, welche ihm von der Wissenschaft gesetzt war . . . Dies war aber auch Alles, was ich thun konnte, und eines Morgens im Monat April, starb er, indem er zuletzt noch an das Leben glaubte — die letzte Hoffnung, welche Gott öfters denjenigen gewährt, die sterben müssen. Es war ein großer Schmerz für mich, ich verberge es Dir nicht. Als man das Testament des Verstorbenen öffnete, fand man, daß er uns sein ganzes Vermögen hinterließ, welches ich aus Ehrgeiz für Dich annahm und als eine Vergeltung des Schicksals. Er hatte keine Familie, ich beraubte demnach Niemanden. Ich kaufte ein Landgut, welches man Boisceny nannte. Dorthin zog ich mich mit Dir von der Welt zurück. Die Leute der Umgegend gaben mir vielmehr den Namen jenes Landbesitzes, als daß ich ihn annahm; dieser Name blieb Dir, gerechtfertigt durch die Wohlthaten, welche ich Dich, um Dich her verbreiten ließ. Ich erzog Dich nach meinen besten Kräften, indem ich Dir sagte, daß ich Wittwe sei, und daß Dein Vater gestorben, als Du noch ein Kind warst. Dies ist die einzige Lüge, deren ich mich schuldig gemacht, und Gott weiß, in welch' guter Absicht ich es gethan habe.

Jakob. Ist das Alles, Mutter?

Clara. Ja

Jakob. Sie waren im Recht, mir zu sagen, was Sie mir vorhin gesagt haben, Hr. Sternay; Sie haben das Recht, mir ihre Nichte zu verweigern. Empfangen Sie meine Entschuldigungen, der Worte wegen, die ich mir erlaubt habe. (Bewegung Sternay's.) Jetzt können Sie sich entfernen, wir haben uns nichts mehr zu sagen. (Sternay ab.)

Sechster Auftritt.

Jakob, Clara.

Jakob. Leb' wohl Mutter!

Clara. Du verläßt mich? Wohin gehst Du?

Jakob. Oh! Ich weiß es noch nicht. Immer gerade vor mich hin.

Clara. Was glaubst Du denn?

Jakob. Ich glaube, daß Du mir die Wahrheit gesagt hast, Mutter; ich glaube, daß Du Dir nichts vorzuwerfen hast, ich bin davon überzeugt, aber ich bin sehr unglücklich!

Clara. Jakob, . . . Du zweifelst an mir!

Jakob. Nein . . . aber ich bin gezwungen mir zu sagen, daß mein Vater gegen mich, wie gegen Dich, gegen die ganze Welt quitt ist.

Clara. Weshalb?

Jakob. Weil die unmittelbare Dazwischenkunft eines Fremden in Deiner Verlassenheit und Deinem Schmerz, weil der Einfluß dieses Retters auf Deine ganze Zukunft Herrn Sternay von Gewissensbissen und Reue lossprechen, die er so sehr wünschte, gar nicht zu haben. Und wie willst Du, daß ich jetzt lebe? Bei jedem Schritte, den ich machte, würde ich glauben um mich her zu hören: Seht diesen Mann, man nennt ihn Herr von Boisceny: es ist aber nicht sein wahrer Name! Sein Name ist Jakob! Was seinen Vater betrifft, den kennt er nicht! — Er ist reich . . . . Von wem hat er das Vermögen? — Von einem jungen Manne, welcher starb, und welcher durch die Mutter Jakob's beherrscht, ihm sterbend Alles hinterlassen hat, was er besaß.

Clara. Jakob!

Jakob. Dies durfte man schon 20 Jahre lang um mich her sagen, ohne daß ich es vernahm, verstand, jetzt würde ich es verstehen, da ich die Wahrheit kenne.

Digitized by Google

Clara. Ich war ein armes Mädchen ohne Erziehung, ohne Kenntniß der Welt, ich betete Dich an, was sollte ich thun?

Jakob. Du mußteſt viel lieber das Almoſen meines Vaters annehmen, als das Geſchenk eines Fremden, hätteſt Du mir auch nur Waſſer und Brod geben können: ſpäter, wenn ich in dem Alter würde geweſen ſein, zu begreifen und zu arbeiten, mußteſt Du mir die ganze Wahrheit geſtehen und aus mir einen geringen Arbeiter machen, ohne jeden andern Ehrgeiz als den des täglichen Brotes, ohne einer andern Erziehung als Ehrfurcht für ſeine Mutter und Rechtſchaffenheit des Lebenswandels; wenn Du nichts hatteſt, um mich zu ernähren, mußteſt Du mich in einer Wohlthätigkeitsanſtalt unterbringen, aber Du mußteſt nicht aus mir einen falſchen Edelmann machen, der durch einen ausgeborgten Namen vermummt, ohne Scham und ohne Schande mit einer doppelten Schmach belaſtet dahinlebt. —

Siebenter Auftritt.

Vorige. Ariſtide.

Ariſtide. (welcher während der letzten Worte eingetreten iſt.) Elender!

Jakob. Mein Herr! —

Ariſtide. Oh! Mir jagſt Du keine Furcht ein. Ich wiederhole Dir, daß der Mann, welcher eine Frau beſchimpft, ein Feigling iſt, daß aber der Mann, der ſeine Mutter beſchimpft elender und erbärmlicher iſt, als ein Lackei und als ein Dieb. Sprich kein Wort; mache keine Bewegung . . . ich erwürge Dich wie einen Hund! — Wie dumm ich bin — ich erzürne, beeifere mich — ein Notar — und die ganze Situation iſt unmöglich. (Nimmt Jakob beim Arm) Geh! umarme Deine Mutter, Dummkopf!

Jakob. (wirft ſich zu den Füßen ſeiner Mutter.) Ach! Sie haben Recht, ich bin ein Elender!

Clara. Mein armes Kind!

Jakob. (Ariſtide die Hand reichend, und ſich immer an ſeine Mutter wendend.) Vergib mir, verzeihe mir, ich bitte Dich!

Clara. Ja; ich begreife Dich und verzeihe Dir.

Jakob. Einen Augenblick hatte mich Wahnſinn erfaßt, ich erwartete jedoch auch nicht im Entfernteſten eine ſolche Nachricht. . . jetzt bin ich ruhig, und wir werden niemals darüber ſprechen... Aber ich habe das Bedürfniß noch ein Wenig zu weinen. Ich trat mit ſo viel Vertrauen in das Leben ein! Dieſer Mann war ſehr grauſam gegen mich. Ein Vater . . . Seltſam . . . Vielleicht iſt es meine Schuld? Mir ſcheint es jedoch, daß ein Wort von ihm hingereicht hätte, auf daß ich ihn für 20 Jahren liebte; aber als er mir ſo ruhig ſagte, er habe niemals Kinder gehabt, als ich mich ſo einfach und ſo leicht aus ſeinem Leben ausgeſtrichen ſah, fühlte ich mein Herz plötzlich wie mit einer Eisrinde überzogen; kurz, es ſcheint das Leben hat ſolche harte Prüfungen. Es bleibt mir das Bewußtſein, daß ich ein ehrlicher Mann bin und Deine Liebe, nicht wahr, Mutter? . . . denn Du vergibſt mir, und liebſt mich. . .

Ariſtide. Und viele Andere noch lieben Dich! — Ich, zum Beiſpiel! und Fräulein Hermine auch! —

Jakob. Ja, vielleicht . . . aber rechnen wir nicht zu feſt darauf. . . Das arme Kind iſt nicht frei . . . und dann wußte ſie nicht . . . Man muß nicht zu viel von dem Herzen einer Frau verlangen. Das Beſte iſt auf Alles gefaßt zu ſein. Wir wollen fort von hier. Wir werden zuſammen auf dem Lande leben. Wir wollen ſehen, was die Zeit bringen wird. (Zu ſeiner Mutter.) Biſt Du damit einverſtanden?

Clara. Du frägſt noch?

Digitized by Google

Jakob. Es gibt noch andere Leute wie wir, welche leiden. . . Wir wollen trachten, Gutes zu thun! (Man klopft.)

Aristide. Herein! — (Jakob, welcher vor seiner Mutter auf den Knieen lag, steht auf.)

Achter Auftritt.

Vorige, Marquis.

Marquis. Herr von Boisceny?

Jakob. Hier bin ich. . .

Marquis. Ich bin beauftragt, Ihnen einen Brief zu übergeben, mein Herr. (gibt Jakob einen Brief.)

Jakob. (liest.) „Mein Herr, Sie können mit vollem Vertrauen dem Herrn Marquis von Orgebac, meinem Oheim, die Papiere übergeben, mit welchen Sie die Güte haben wollten, sich zu bemühen. Ich bedauere abzureisen, ohne Ihnen selbst danken zu können, aber ich bitte Sie, an meine Dankbarkeit zu glauben, so wie an die Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung. Heinriette Sternay." (Zum Marquis.) Hier sind diese Papiere, Herr Marquis; bitten Sie gefälligst Madame Sternay, mich zu entschuldigen, daß ich dieselben nicht sogleich übergab, als ich sie empfangen hatte, aber ich gestehe, daß ich es in Mitten persönlicher Sorgen vergessen hatte.

Marquis. Wollen Sie mir wohl gütigst erlauben, Ihre Hand zu schütteln, mein Herr? . . .

Jakob. (ihm die Hand reichend.) Mit vielem Vergnügen.

Marquis. Auf Wiedersehen, mein Herr.

Jakob. Auf Wiedersehen.

Marquis. (zu Clara.) Sie können stolz auf Ihren Sohn sein, Madame, er ist ein Ehrenmann. Er hielt die Rache in seinen Händen, und er hat selbst nicht einmal daran gedacht.

Clara. Dank, Dank, mein Herr.

Jakob. (zum Marquis.) Bitte um Vergebung, Herr Marquis; aber da Sie sich für mich zu interessiren scheinen, wollen Sie mir gütigst erlauben, Sie um etwas zu fragen?

Marquis. Ganz gewiß.

Jakob. Sie wissen, was zwischen mir und Herrn Sternay vorgefallen ist?

Marquis. Ja, ich weiß es.

Jakob. Und Madame Sternay?

Marquis. Weiß nur, daß die Heirat abgebrochen ist, ohne die Ursachen dieses Bruches zu kennen.

Jakob. Und Fräulein Hermine?

Marquis. Hat den Befehl erhalten, nicht mehr an Sie zu denken, ohne jede weitere Erklärung.

Jakob. Also . . . .

Marquis. Sie wollte die Gründe dieses Befehls wissen; und da man es abgeschlagen ihr dieselben zu sagen — Sie kennen Ihren Charakter — so war sie fest entschlossen hierher zu kommen und dieselben selbst von Ihrer Frau Mutter zu verlangen.

Jakob. Und . . .

Marquis. Da meine Schwester diesen Schritt nicht für schicklich hielt, so hat sie ihn verhindert; und um ihn nicht von Neuem verhindern zu müssen, so schickt Sie Hermine in's Kloster.

Jakob. Bis — ? —

Marquis. Bis zu ihrer Volljährigkeit.

Jakob. Ich danke Ihnen, Herr Marquis.

(Marquis ab).

Jakob. (zu Aristide halb traurig, halb heiter.) Nun Pathe, ich glaube, das war heute ein harter, saurer Tag. —

(Ende des zweiten Aufzuges.)

Digitized by Google

Dritter Aufzug.

(Bei dem Marquis von Orgebac.)

Erster Auftritt.

Marquis. Aristide.

Marquis. Also, mein werther Herr Fressard, Sie werden die Güte haben, dies für mich abzumachen. Sie haben wohl verstanden?

Aristide. Vollkommen! Ich habe verstanden, daß Sie mich eingeladen haben, während meines Aufenthaltes in Paris, einen Tag bei Ihnen auf dem Lande zuzubringen, und daß Sie mich nun fortschicken, um einen Pachtcontract mit Ihrem Pächter abzuschließen.

Marquis. Ich bitte Sie um Vergebung, mein werther Herr Fressard, aber . . .

Aristide. Ich scherze, Herr Marquis. Seit einem Jahre, seit dem Tage, wo wir uns zum Erstenmale begegneten, und wo Sie Jakob so herzlich und aufrichtig die Hand reichten, bin ich Ihnen mit Leib und Seele zugethan. Sie erwiesen mir die Ehre, mich einzuladen, einen Tag mit Ihnen zuzubringen, und geben mir eine Urkunde zu verfertigen: das ist ein reiner Gewinn, und ich danke Ihnen dafür.

Marquis. Ich liebe die geraden und offenen Naturen; Sie haben mir auf der Stelle gefallen. Ich bin Ihnen nur böse, daß Sie mir Madame Fressard nicht mitgebracht haben. Ich bin zwar ein Junggeselle, das ist wahr, aber ein sehr alter Junggeselle.

Aristide. Ach! nicht deshalb ist Victoria nicht mitgekommen; aber sie geht und kann nirgends hingehen, — ihrer Kinder wegen.

Marquis. Wie viel Kinder haben Sie denn?

Aristide. Neun: die Zahl der Musen.

Marquis. Sind es Töchter?

Aristide. Lauter Jungens! Welches Unglück, daß ich kein Preuße bin!

Marquis. Warum denn?

Aristide. Weil ich bald die Medaille bekommen würde!

Marquis. Welche Medaille?

Aristide. In Preußen erhält jeder, der Vater von 12 Knaben ist, vom König eine Medaille, und unter uns, man ist dann nicht leicht dazu gekommen.

Marquis. Und wie alt ist denn der jüngste Ihrer Knaben?

Aristide. Der jüngste ist einen Monat alt.

Marquise. Also ist Madame Fressard noch leidend?

Aristide. Victoria! Man sieht wol, daß Sie sie nicht kennen, Herr Marquis; schon seit 14 Tagen trottirt sie wieder im Hause herum, als ob gar nichts vorgefallen wäre, und ist ganz bereit wieder von vorne anzufangen . . . . wenn man will.

Marquise. Und Sie sind glücklich, so viele Kinder zu haben?

Aristide. Meiner Treu', ja, der älteste ist 19 Jahre alt. Er ist Tag für Tag, 9 Monate nach meiner Heirat auf die Welt gekommen; er befindet sich auf der Schule von Saint-Cyr. Es geht sehr gut mit ihm: Sein Lebensweg ist gefunden. Der Zweite ist 17 Jahre alt, er hat Geschmack am Handel: er wird Kaufmann. Ich will wol meine Kinder leiten, aber ich will

Digitized by Google

ihnen nicht hinderlich sein. Sehen Sie, Herr Marquis, ich habe immer in der Provinz gelebt. Durch mein Geschäft war ich in der Lage, die Laster, die Leidenschaften, die Bestrebungen der Männer ganz in der Nähe zu beobachten; sie sind alle auf falscher Fährte, so lange sie außer der Familie stehen, als Sohn, als Gatte, als Vater. Der Zweck der Natur ist, daß der Mann viele Kinder habe, daß er sie gut erziehe, auf daß sie nützlich, und daß er sie liebe, auf daß sie glücklich seien. Sich verheiraten, wenn man jung und gesund ist, sich ein gutes, offenherziges und gesundes Mädchen, gleichviel aus welcher Classe, zur Gattin wählen, diese von ganzem Herzen und mit allen Kräften lieben, aus ihr eine treue Gefährtin und eine fruchtbare Mutter zu machen, arbeiten, um seine Kinder zu erziehen, und ihnen sterbend das Beispiel seines Lebens hinterlassen; das ist die Wahrheit. Alles Uebrige ist nur Irrthum, Verbrechen oder Thorheit!

Marquis. Sie sind ein großer Philosoph, mein werther Herr Fressard.

Aristide. Ich hatte einen guten Vater, habe einen guten Magen und eine gute Frau: das ist das Ganze. In diesen Ideen habe ich Jakob erzogen, denn ich ersetzte glücklicherweise seinen Vater; deshalb wollte auch der arme Junge, als er Ihrer Großnichte begegnete, nicht mehr von ihr loslassen. Endlich gibt es Leute wie Sie, Herr Marquis, die nie verheiratet waren und keine Kinder gehabt haben, doch den Kindern anderer Leute nützlich sind; solche Leute muß man segnen und sie lieben, wie ich Sie liebe, seitdem ich Sie kenne. Und nun will ich Ihren Pachtkontrakt ausarbeiten, und er wird gut gemacht werden, dafür bürge ich Ihnen.

Marquis. Ich bin ruhig.

Aristide. Man speist um 6 Uhr?

Marquis. Pünktlich um 6 Uhr.

Aristide. Ich sage Ihnen im Voraus, daß ich Hunger haben werde. Die Regelmäßigkeit der Mahlzeit ist auch noch etwas sehr Wichtiges im menschlichen Leben. Der Appetit! Der ist das Gewissen des Leibes.

Marquis. Und Jakob wird mit uns speisen?

Aristide. Es ist nicht gewiß, ob er mit uns speisen kann. Vielleicht reist er noch heute Abend ab, aber er wird gewiß kommen, Ihnen einen Besuch zu machen. Auf baldiges Wiedersehen.

Marquis. Auf baldiges Wiedersehen! (Sternay tritt in dem Augenblicke auf, wo Aristide abgeht.)

Dritter Auftritt.

Marquis. Sternay.

Sternay. Dieses Gesicht kommt mir bekannt vor. Wer ist der Herr, lieber Oheim?

Marquis. Es ist ein Notar — mein Notar.

Sternay. Ich habe ihn schon irgendwo gesehen.

Marquis. Wohl möglich. Du speisest mit uns?

Sternay. Ja, ja. Wir Alle, die Marquise, meine Frau, meine Nichte; Sie haben meinen Brief empfangen.

Marquis. Ja, und ich habe noch einige Personen eingeladen, auf daß wir uns nicht zu sehr langweilen, und um Deine Zurückkunft zu feiern; denn es ist beinahe ein Jahr, daß wir uns nicht gesehen.

Sternay. Eilf Monate.

Marquis. Und Du hast eine gute Reise gemacht?

Sternay. Herrlich, prächtig; — diese Reise hat auch Henrietten sehr wohl gethan. Dieser Golf von Neapel ist göttlich. Was haben Sie während der Zeit gemacht?

Marquis. Immer dasselbe. Ich bin in dem Alter, wo man nicht an-

Digitized by Google

fängt, sondern wo man fortfährt. Die Pairskammer, einige Commissions-Arbeiten, eine Promenade zu Pferde oder zu Wagen, die Jagd, meine Bücher, zwei oder drei gute Freunde: da hast Du meine ganze Lebensweise.

Sternay. Nun, mein theurer Oheim, ich komme mit ganz neuen Ideen zurück.

Marquis. Ah! Ah!

Sternay. Und ich komme, sie Ihnen mitzutheilen und Ihren Rath zu erbitten. Sie wissen, wie sehr ich Sie liebe und welches Vertrauen ich in Ihre Erfahrung, in Ihre Lebensweisheit setze.

Marquis. Du bist sehr gütig. Ich höre . . .

Sternay. Ich habe die Geschäfte aufgegeben.

Marquis. Seit wie lange?

Sternay. Seit sechs Monaten.

Marquis. Gingen die Geschäfte schlecht?

Sternay. Ausgezeichnet; aber es fand sich die Gelegenheit, einen schönen Gewinn herauszuschlagen, und dann wollte ich reisen! Ich habe meinen Antheil verkauft.

Marquis. Deine Mutter wünschte es?

Sternay. Ja.

Marquis. Und wenn sie eine Sache will . . .

Sternay. Will sie sie recht, dafür stehe ich Ihnen.

Marquis. Uebrigens hat sie sich nicht zu beklagen. Du hast immer gethan, was sie wollte.

Sternay. Oh! mein Gott ja . . . Mit einem Worte, es ist eine Frau von großem Verstande und großer Tugend.

Marquis. Ja, ja.

Sternay. Ich habe also meinen Antheil verkauft. Hatte ich Unrecht?

Marquis. Du hattest Recht.

Sternay. Sie zollen mir Beifall?

Marquis. Meinen ganzen Beifall.

Sternay. Sie spotten nicht über mich?

Marquis. Aus welchem Grunde?

Sternay. Es ist schon oft bei Ihnen vorgekommen . . . Ich bin also frei! — Was thun? Da ist mir ein Gedanke gekommen.

Marquis. Der ist? —

Sternay. Es ist ein ehrgeiziger Gedanke.

Marquis. Sieh — sieh! —

Sternay. Aber ein solcher Ehrgeiz, der vom vierzigsten bis zum fünfzigsten Jahre bei den Menschen wächst.

Marquis. Mit dem Bauch?

Sternay. Richtig. Es ist langweilig, nicht etwas zu sein. Man bemerkt es, wenn man auf Reisen ist; es ist einem Manne in meinem Alter nicht mehr erlaubt, nicht wenigstens Mitglied des Generalrathes oder dekorirt zu sein.

Marquis. Du willst bei Deinem Leichenbegängniß Nationalgarde haben — ah! ich sehe schon, wohin Du kommen willst.

Sternay. Kurz, ich sehe so viele Dummköpfe, welche eine hervorragende Stellung einnehmen . . .

Marquis. Daß Du zu Dir selbst sagst, Du habest ebensoviel . . . . Du bist auf dem rechten Wege.

Sternay. Sie verstehen mich?

Marquis. Vollkommen.

Sternay. Es gibt nur Ein Mittel, um zu irgend etwas zu gelangen.

Marquis. Das ist? . . .

Sternay. Die Deputirtenkammer. Ich habe eine ehrenvolle Stellung, besitze ein schönes Vermögen, viele Freunde in meinem Departement. Ich habe meinen Einfluß für Andere oft geltend gemacht . . . jetzt soll an mich die Reihe kommen.

Marquis. Mein lieber Freund, Du hast da einen vortrefflichen Gedanken. Werde ein Staatsmann . . .

Digitized by Google

das kann Niemanden etwas Böses zufügen. Und Du rechnest wohl darauf, bei der Opposition zu sitzen?

Sternay. Ah! Meiner Treu', nein.

Marquis. Ah! Du verbindest Dich demnach mit der Regierung? denn Deine Mutter glaubt Legitimistin sein zu müssen.

Sternay. Das ist schon lange her.

Marquis. Sie billigt also Deine Pläne?

Sternay. Sie ist es ja, welche... (unterbricht sich.)

Marquis. Vollende nur. Sie ist es, welche Dir diesen Rath gegeben hat?

Sternay. Nun ja!

Marquis. Es ist ein ausgezeichneter Rath.

Sternay. Und Sie werden mir helfen?

Marquis. Wie?

Sternay. Indem Sie mich dem Minister empfehlen, mit dem Sie sehr befreundet sind.

Marquis. Du wünschest folglich der Candidat des Ministers zu werden?

Sternay. In meinem Departement, wo die Wahlen nächstens stattfinden.

Marquis. Ich werde Dich dem Sekretär des Ministers vorstellen.

Sternay. Wann?

Marquis. Sogleich.

Sternay. Er wird kommen?

Marquis. Ich erwarte ihn; und er hat großen Einfluß auf den Minister.

Sternay. Desto besser ... das Uebrige hängt nur von Ihnen ab.

Marquis. Es gibt also noch ein Uebriges?

Sternay. Ja.

Marquis. Laß hören.

Sternay. Sie werden mir mit Ja oder Nein antworten, ohne sich zu geniren.

Marquis. Nur heraus damit.

Sternay. Also gut! ... Ich sage Ihnen ganz einfach: „Nur Sie allein besitzen den Titel und den Namen unserer mütterlichen Ahnen; Sie sind Junggeselle, Sie rechnen nicht mehr darauf, sich zu verehelichen. Dieser Titel und dieser Name wird mit Ihnen aussterben.“ Offenherzig, das ist nicht in Ordnung, ist nicht Recht, und da Sie nur ein Wort zu sagen haben, damit beide in der Familie bleiben....

Marquis. Wie?

Sternay. Adoptiren Sie mich; Sie haben keine Kinder.

Marquis. Du aber auch nicht.

Sternay. Ich — ich bin verheiratet.

Marquis. Und Deine Frau ist noch jung ... Man weiß nicht, was geschehen kann. — Das ist ebenfalls noch ein sehr guter Gedanke, den Du da hast, aber Deine Mutter hatte ihn schon zwanzig Jahre vor Dir. Zur Zeit Deiner Verheiratung hat sie mir den Kopf damit heiß gemacht.

Sternay. Und Sie haben sich damals geweigert?

Marquis. Du mußtest es wohl bemerkt haben.

Sternay. Aber heute?

Marquis. Heute verweigere ich es noch immer.

Sternay. Halten Sie mich für unwürdig, Ihren Namen zu führen?

Marquis. Nein. Aber weil Du schon einen hast, welcher derjenige Deines Vaters ist, und der auch sehr gut ist ... Sternay ... das klingt ganz hübsch. Behalte Deinen Namen ... ich werde den meinigen behalten. Ah! wenn Du gar keinen hättest ... wenn es Dir z. B. wie Deinem Sohn erginge, dann will ich nicht sagen; — und — auch Du hast ja Deinem Sohne Deinen Namen verweigert, als er kam, ihn von Dir zu fordern.

Sternay. Mein Sohn ... mein

Digitized by Google

Sohn . . . Vor Allem ist er nicht gekommen, meinen Namen von mir zu begehren, und dann, ist dies doch ganz etwas Anderes; da Sie jedoch gerade von dieser Geschichte mit mir sprechen . . .

Marquis. Mein lieber Freund, in Deinem Alter, wie in dem meinigen, weiß man, was man thut, und da Du die Mutter Deines Kindes nicht geheiratet, da Du Deinen Sohn nicht anerkannt, und ihm Deine Nichte nicht gegeben hast, so hattest Du gewiß dafür vortreffliche Gründe.

Sternay. Ja, vortreffliche.

Marquis. Ich wünschte sie kennen zu lernen.

Sternay. Aber lieber Oheim, wollen Sie mir am Ende Moral predigen, nach dem Leben, was Sie selbst geführt haben?

Marquis. Ich, mein Lieber, habe mir nicht vorzuwerfen, jemals eine Frau compromittirt oder ein Mädchen entehrt zu haben. Glücklicherweise begegnete ich nur solchen Personen, welche ihre Vorsichtsmaßregeln trafen, bevor sie mich kannten. Ich hatte nur table d'hôte-Liebschaften. Ich aß von der Platte, die mir mein Nachbar rechts reichte, schob sie meinem Nachbar links zu, und ging dann meiner Wege. Wenn ich an Deiner Stelle gewesen wäre — — —

Sternay. Würden Sie gehandelt haben, wie ich es that.

Marquis. Nein.

Sternay. Sie würden eine Arbeiterin nicht geheiratet haben, deren Mutter Taglöhnerin in der Provinz war, der Vater Wegarbeiter und die Tante Haushälterin. Lieber Oheim, man muß gerecht sein, eine solche Ehe geht man nicht ein.

Marquis. Sei es, aber man erkennt sein Kind an.

Sternay. Ebensowenig. Man verkümmert und hemmt nicht sein ganzes künftiges Leben einer Jugendsünde wegen. Man sichert des Kindes Lebensunterhalt, wie ich es gethan habe (es ist nicht meine Schuld, daß seine Mutter es nicht annahm), und man handelt, wenn man dies thut, so schön wie nur zwei unter hundert handeln; aber gewiß wird man nicht nach 23 Jahren ein Kind anerkennen, wenn man 20 Jahre nichts von ihm hörte, nicht mehr daran dachte, wenn man verheiratet und alt ist, und man gar nicht weiß, was aus ihm geworden; wenn es einen andern Namen führt, als den seiner Mutter, und man fast von ihm herausgefordert wird, denn ich sah den Augenblick schon vor mir, wo er mich zum Duell forderte; und Alles dies, damit man sich mit seiner Mutter und Gattin entzweie. Wenn der Bursche noch unglücklich gewesen wäre — aber er ist reicher als ich.

Marquis. Ja, wenn er fast Hungers gestorben wäre, so würdest Du ihm eine Pension von 600 Franken ausgesetzt haben, und vielleicht der Mutter ebensoviel; aber er hatte nur einen Namen nothwendig . . . darauf hast Du, so wie es scheint, die Gesellschaft, die Moral angerufen. Du mußtest in jenem Augenblicke sehr erhaben gewesen sein, ich wollte, ich wäre dabei gewesen . . . und, um aus der falschen Stellung, in der Du Dich befandest, herauszukommen, hast Du Deinem Sohn glauben machen wollen, daß seine Mutter einen Liebhaber gehabt hätte . . . obgleich Du das Gegentheil wußtest.

Sternay. Man konnte Hundert gegen Eins wetten . . .

Marquis. Du lügst . . . Du wußtest recht gut, woran Du warst . . . und auf jeden Fall, wenn auch Hundert gegen Eins zu wetten waren, so war es doch nicht an Dir, die Wette zu halten, besonders gegen Deinen Sohn; und als seine Mutter sich vor Dir erklärt hatte, . . . konntest, durftest Du auf das zurückkommen, was Du gesagt hattest?!

Digitized by Google

Aber auch zugegeben, daß Du gute Gründe zu haben glaubteſt, um Dich nicht mit Deinem Sohne weiter zu beſchäftigen, ſo hat doch Dein Stillſchweigen ſeit einem Jahre nicht einen einzigen Entſchuldigungsgrund für ſich.

Sternay. Aber woher wiſſen Sie alle dieſe Details?

Marquis. Ich kenne ſie — Dir kann wenig daran liegen wie — und ich finde, daß Du eine kleine Niederträchtigkeit begangen haſt, mein ehrenwerther Biedermann. Dein Gewiſſen wirft Dir nichts vor, deſto beſſer für Dich, und reden wir nicht mehr davon. Deshalb biſt Du nicht hierher gekommen. Du willſt Deputirter, willſt ein Staatsmann werden . . . ich hindere Dich nicht daran . . . Vergleiche Dich mit der Regierung . . . das iſt ihre Sache . . . Aber Du verlangſt, daß ich Dich adoptire und meinen Namen und Titel auf Dich übertrage? . . . Das iſt etwas Anderes, und ich ſchlage es Dir rund weg ab. Jeder hat ſeine eigenen Beweggründe. Ich gebe Dir die meinigen nicht an — es genüge Dir zu wiſſen, daß ſie ausgezeichnet ſind. Und nun — liebe nur Deine Mama recht ſehr, thue nichts, um ihr zu mißfallen, und behalte den Charakter, den Du haſt, ſo wirſt Du fortwährend glücklich ſein. Das ſage ich Dir! Es liegt Dir wohl nichts daran, daß ich Dich nach dieſer kleinen Predigt umarme. Es iſt auch unnöthig, wir werden uns ohne dies lieben. (Zur Marquiſe, welche mit Hermine und Madame Sternay eintritt.) Guten Tag, liebe Schweſter.

Dritter Auftritt.

Vorige. Marquiſe. Henriette. Hermine.

Marquiſe. Guten Tag, mein Freund.

Marquis. Sie befinden ſich wohl, liebe Henriette?

Henriette. Sehr wohl, ich danke Ihnen.

Marquis (zu Herminen). Und Du, mein Kind? Man hat Dich alſo heute aus dem Kloſter gelaſſen?

Hermine. Zu Ihrem Namenstage — das war wohl nicht mehr als billig.

Marquis. Wahrhaftig — heute iſt mein Namenstag.

Hermine (ihn umarmend). Und ich wünſche Ihnen alles mögliche Gute.

Marquis. Danke, theure Kleine; aber das Kloſter ſchlägt Dir ſehr gut an.

Hermine. Ich habe mich niemals ſo wohl befunden.

Marquis. Thatſache iſt es, daß Du prächtig ausſiehſt; Du biſt dicker geworden.

Hermine. Ich bin 10 Centimetres ſtärker um die Taille, und auch ein wenig gewachſen. Man befindet ſich ſehr wohl im Kloſter.

Marquis. Du gefällſt Dir alſo dorten?

Hermine (Legt ihren Hut auf ein Möbel). Sehr.

Marquiſe (zu Sternay). Nun?

Sternay. Er ſchlägt es beſtimmt ab.

Marquiſe. Unter welchem Vorwande?

Sternay. Unter dem Vorwande, daß er nicht will.

Marquiſe. Ich übernehme es, ihn zu beſtimmen.

Marquis (zu Henriette). Was mir Hermine ſagte, iſt alſo wahr?

Henriette. Ich glaube es.

Marquis. Kein Wort von Herrn von Boiscenp.

Henriette. Nicht eine Sylbe.

Marquis. Selbſt an Sie nicht?

Henriette. Selbſt an mich nicht.

Marquis. Was ſagte Ihnen die Vorſteherin des Kloſters?

Henriette. Daß Hermine eſſe, trinke, ſchlafe, und mit ihren Geſpielinnen plaudere und lache, wie früher.

Digitized by Google

Marquis. Und Sie haben Hermine nicht befragt?

Henriette. Nein. Wenn Hermine meine Fragen offenherzig beantworten dürfte, so liebt sie mich genug, um nicht erst auf meine Fragen zu warten. Ich ehre ihr Geheimniß, wenn sie eines hat, und um so leichter, da ich nichts für sie thun kann.

Hermine (nähert sich dem Marquis). Darf ich dieses Buch lesen, lieber Oheim? Ist nichts darin, was ein junges Mädchen nicht lesen darf?

Marquis. Nein . . . überdies ist es englisch —

Hermine. Ich verstehe englisch, ich habe es heuer gelernt.

Marquis. Lies also, so viel Du willst, oder vielmehr so viel als Du kannst.

(Hermine setzt sich mit ihrem Buch in eine Ecke, und scheint sehr aufmerksam zu lesen.)

Henriette. Sie sehen.

Marquis. Ja, aber bei alledem, ein Jahr im Kloster ändert ein junges Mädchen sehr.

Henriette. Sie gehört nicht zu denjenigen, welche sich in Einem Jahre ändern.

Marquise. Lieber Bruder!

Marquis. Liebe Schwester?

Marquise. Ist es etwas Geheimes, was Sie mit Madame Sternay zu verhandeln haben?

Marquis. Ja.

Marquise. Also nach ihr nehme ich Sie in Beschlag. Es ist wohl nicht nöthig, eine Nummer zu nehmen?

Marquis. Unnütz, ich werde mich erinnern. (Zu Henriette.) Und Hermine weiß immer noch nicht, warum ihre Heirat sich zerschlug?

Henriette. Nein.

Marquis. Wissen Sie aber jetzt die Ursache des Bruches?

Henriette. Ja: Die Marquise sagte mir, daß Herr v. Boisceny den Rang, den er sich beigelegt, nicht hätte beweisen können, und daß er am Ende selbst eingesehen, er könne die Verbindung nicht mehr beanspruchen.

Marquis. Ist das Alles?

Henriette. Ja.

Marquis. Und Sternay hat Ihnen nichts gesagt?

Henriette. Nichts. Er bestätigte die Aussage seiner Mutter.

Marquis. Ich werde Ihnen Alles sagen; denn Sie müssen wissen . . . diese Leute da sind zu große Egoisten, und wenn Sie die Wahrheit kennen, so werden Sie mir helfen, wenn sich die beiden jungen Leute noch immer lieben, diese Verbindung zu Stande zu bringen.

Henriette. Gewiß ist, daß sich Herr v. Boisceny gegen mich wie der galanteste Mann von der Welt betragen hat.

Marquis. Das ist wahr.

Marquise. Nun, Herr Bruder?

Marquis. Ich komme schon, Schwester; Sie langweilen sich wohl sehr mit Ihrem Sohne. (Zu Mad. Sternay.) Darf man Sie wohl fragen, wie Ihnen diese Reise angeschlagen?

Henriette (ihm die Hand reichend). Gut.

Marquis. Sind Sie zufrieden?

Henriette. Ich fühlte mich nie so glücklich.

Marquis. Er ist verheiratet?

Henriette. Ja; seine Frau ist sehr hübsch; wir begegneten uns in Venedig.

Hermine. Verstehen Sie englisch, lieber Oheim?

Marquis. Ja.

Hermine. Was heißt das Wort: steadiness?

Marquis. Standhaftigkeit.

Hermine. Danke.

Vierter Auftritt.

Vorige. Jakob.

Marquis (als er Jakob kommen sieht, zur Marquise). Wir müssen das, was

Digitized by Google

Sie mir zu sagen haben, noch ein wenig aufschieben; glücklicherweise bringen Sie ja den ganzen Tag mit uns zu. (Jakob vorstellend.) Herr Jakob Vignot. (Die Marquise vorstellend) Madame Sternay, meine Schwester, geborne Marquise von Orgebac. Ihre Mutter begleitet Sie nicht, mein lieber Jakob?

Jakob. Nein, Herr Marquis, Sie wissen, meine Mutter geht sehr wenig aus . . . und heute hat sie sehr viel mit den Vorbereitungen zu meiner Reise zu thun.

Marquis. Sie reisen also bestimmt ab?

Jakob. Heute Abend. Es ist eine gute Nachricht, die ich Ihnen überbringe.

Marquise. Was bedeutet dieser Scherz? Das ist der Sohn der Clara Vignot?

Sternay. Ja, Mutter; ich begreife es nicht.

Marquis (Sternay vorstellend). Mein Neffe — Herr Sternay.

Jakob (grüßend). Ich hatte schon die Ehre, diesen Herrn einmal zu sehen.

Marquis. Madame Sternay — (Jakob grüßt sehr ehrerbietig).

Henriette (zu Jakob). Ich erkundigte mich so eben nach Ihnen; nur kannte ich den Namen nicht, unter welchem Sie soeben vorgestellt wurden.

Jakob. Gerade deshalb ließ ich mich von Neuem vorstellen, Madame. Der Name, den ich früher führte, gehörte mir nicht, ich legte ihn ab, und nahm meinen wahren Namen wieder an.

Henriette. Welcher auch Ihr Name sei, er ist immer derjenige eines Mannes, den ich hochschätze, und ich bin glücklich, es Ihnen sagen zu können.

Jakob. Ich danke Ihnen, Madame.

Marquise (für sich). Was bedeutet das Alles?

Jakob (geht zu Hermine, ihr die Hand reichend). Guten Tag, Hermine.

Hermine. Guten Tag, Jakob; Sie haben also nicht an mir gezweifelt?

Jakob. Nicht einen einzigen Augenblick.

Hermine. Ich auch nicht.

Marquise. Bist Du plötzlich närrisch geworden, Hermine?

Hermine. Ich glaube nicht, Großmama.

Marquise. Was soll alsdann diese Art mit dem Herrn umzugehen heißen?

Hermine. Sie ist ganz einfach: der Herr und ich liebten uns im vergangenen Jahre, wir gestanden es uns, und ich habe diesem Herrn geschworen, seine Frau zu werden, wie er mir geschworen, mein Gatte zu sein. Sie glaubten sich unserer Verheiratung widersetzen zu müssen, ohne mir zu sagen weshalb, und ich konnte Ihrem Willen kein Hinderniß in den Weg legen, da ich noch minorenn war. Ueberdies sind Sie älter als ich; Sie besitzen Erfahrung, und ich konnte mich selbst getäuscht haben. Sie handelten wie eine verständige Person, aber Leute, wie dieser Herr und ich, haben nur ein Wort; und wenn sie es einmal verpfändet haben, so geschah es für's ganze Leben. Nach einem Jahre gewaltsamer Trennung finden wir uns bei meinem Oheim wieder, bei Ihrem Bruder; kurz bei einem ehrenwerthen Mann, welcher diesen Herrn wie einen Freund empfängt; dies ist für mich der schlagendste Beweis, daß dieser Herr immerfort wenigstens meiner Achtung würdig ist. Wir reichen uns offen die Hände vor aller Welt und im vollen Vertrauen, welches mir weit schicklicher erscheint, als auf eine Gelegenheit zu warten, um in einem Winkel mit einander zu sprechen. Dies, liebe Großmama, ist die Erklärung meines Betragens.

Marquise. Und darf man nun Deine weiteren Pläne wissen?

Digitized by Google

Hermine. Ja wol, Großmama: Wenn Sie mich früher gefragt hätten, würde ich sie Ihnen schon früher angegeben haben: Meine Pläne sind: Herrn Jakob Vignot zu heirathen, da ich ihn noch immer liebe, wie ich Hr. Jakob von Boiscenp heirathen wollte; er trägt nicht mehr denselben Namen, aber ist derselbe Mann.

Marquise. Und wann rechnest Du darauf den Herrn zu heirathen?

Hermine. Wenn Sie nicht mehr anders können Großmutter, als sich überzeugen zu lassen.

Marquise. Schon gut; aber bis dahin?

Hermine. Bis dahin, Großmama, werden Sie mich, wie ich denke, wieder in's Kloster geben, wo ich noch heute Morgen war, und Sie werden ganz Recht haben; denn, außerdem daß es Ihnen ohne Zweifel unangenehm wäre fortwährend ein so ungehorsames, junges Mädchen um sich zu haben als mich, so ist das Kloster gerade der Ort, wo ich Meinerseits bis zum 21. Jahre zu bleiben wünschte, da ich großes Verlangen habe, noch viele nützliche Dinge zu lernen, die ich noch nicht weiß.

Marquise. Wenn Du daher willst, so gehen wir sogleich fort; denn meiner Meinung nach ist hier nicht mehr der rechte Ort für Dich.

Hermine. Wie Sie befehlen, liebe Großmama.

Marquise. Gehen wir also.

Hermine. Gehen wir. (Nimmt ihren Hut.)

Henriette. Frau Marquise. . .

Marquise. Sie haben hiebei nichts zu thun.

Sternay. Liebe Mutter. . .

Marquise. Wenn Du mit mir zu sprechen hast mein Sohn, so wirst Du mich zu Hause finden. (Zum Marquis.) Was Sie betrifft, Hr. Bruder, so ist es das Letztemal, daß Sie mich bei Sich sehen, und ich würde Sie schon früher meiner Gegenwart enthoben haben, wenn ich die Begegnungen hätte voraussehen können, denen Sie mich aussetzten.

Marquis. Wie es Ihnen gefällt, meine theure Schwester; aber Sie trafen in meinem Hause nur mit Personen zusammen, die ich achte und liebe.

Marquise. Komm, Hermine.

Hermine. Hier bin ich, liebe Großmama. Auf Wiedersehen, Jakob.

Jakob. Auf Wiedersehen, Hermine.

(Hermine und die Marquise ab.)

Sternay (zu Jakob). Ich muß mit Ihnen reden.

Jakob. Ganz zu Ihren Diensten, mein Herr.

Marquis (zu Henriette). Diese Herren haben gewiß mit einander zu sprechen; kommen Sie, liebe Henriette, wir wollen einen Spaziergang in den Garten machen, dort werde ich Ihnen eine Geschichte erzählen und Ihnen meine Ideen mittheilen.

Henriette. Ich verstehe nichts mehr davon; wer hat in dieser Angelegenheit Recht?

Marquis. Jedermann; darin liegt ja gerade die Schwierigkeit.

(Marquis und Henriette ab.)

Fünfter Auftritt.

Jakob. Sternay.

Sternay. Wohin wollen Sie eigentlich gelangen mein Herr?

Jakob. Ich? gar nirgens hin!

Sternay. Ihre Gegenwart in diesem Hause, an dem Tage, wo ich nach längerer Zeit wieder hieherkomme, beweist jedoch, daß Sie einen Zweck haben.

Jakob. Sie sind vollständig im Irrthum.

Sternay. Was hätten Sie hier zu schaffen?

Jakob. Ich kam um Herrn von

Digitized by Google

Orgebac zu beſuchen, ihm Lebewol zu ſagen, denn ich verreiſe heute Abend, und ich wußte nicht nur allein nicht, daß Sie bei ihm ſein würden, ſondern überhaupt nicht, daß Sie zurück, oder nur verreiſt waren. Ich geſtehe Ihnen ſogar, daß ich, wenn ich gewußt hätte, Sie und Ihre Frau Mutter hier zu treffen, die Einladung des Marquis ausgeſchlagen haben würde, um uns nicht den Verlegenheiten einer Lage auszuſetzen, welche für die Einen unangenehm, für die Andern peinlich, für Alle aber lächerlich iſt. Der Marquis ſelbſt aber wußte, wie ich nicht, daß Sie ihm heute einen Beſuch abſtatten würden. Der Zufall allein hat dieſes Mal wieder Alles ſo zu Stande gebracht.

Sternay. Sie ſind alſo ſehr befreundet mit meinem Oheim?

Jakob. Wie ein Mann meines Alters mit einem Manne von dem ſeinigen befreundet ſein kann. Ein von unſerem Willen ganz unabhängiger Umſtand hat uns vergangenes Jahr miteinander in Berührung gebracht, eine Stunde ſpäter, als ich Sie kennen lernte. Hr. v. Orgebac faßte plötzlich große Freundſchaft für mich, er verſuchte es, mir nützlich zu werden; es gelang ihm und ich hege für ihn die lebhafteſte Dankbarkeit und die aufrichtigſte Zuneigung. Ich ſchließe mich ſehr leicht an Jemand an. Ich beſitze das, was man eine liebende Natur nennt. Seit 6 Monaten ſtehen wir nicht nur allein in freundſchaftlichen, ſondern auch in Geſchäftsverbindungen zuſammen; ich habe dem Marquis ſehr oft Mittheilungen von Seiten des Miniſters zu überbringen, deſſen Sekretär ich bin.

Sternay. Wie! Sie ſind der Sekretär des Miniſters?

Jakob. Zu dienen.

Sternay. Ich mache Ihnen mein Compliment. Und dem Marquis verdanken Sie dieſe Stellung?

Jakob. Ein Wenig, und einer Arbeit, die ich dem Miniſter überreichte, welche die Frage behandelte, die gegenwärtig den Orient in Bewegung ſetzt, und die ich genau ſtudirt hatte. Der Miniſter hat den Aufſatz geleſen und wünſchte mich kennen zu lernen; der Marquis ſtellte mich ihm vor, erzählte ihm ſogar meine Geſchichte, indem er — wohlverſtanden — nur die Perſonen nannte, die er nennen durfte. Der Miniſter erwies ſich gegen mich ſehr wohlwollend und fragte mich, ob ich ſein Sekretär werden wollte; ich habe es angenommen, und glaube, daß ich ihm ziemlich nützlich bin.

Sternay. Sie handeln jetzt nach weit verſtändigeren Grundſätzen als im vergangenem Jahre.

Jakob. Ich handle ganz einfach wie ein Mann, der in kurzer Zeit viel gelitten hat. Ich zweifelte einen Augenblick an meinem ganzen Leben, überließ mich dem Zorne, dem Haſſe. Ich war jung, unerfahren, unbekannt mit großen Gemüthsbewegungen; aber die Geſinnungen meiner wahren Natur haben doch die Oberherrſchaft wieder gewonnen, und ich bin wieder gut geworden, wie es mich meine Mutter gelehrt hatte zu ſein. Es gibt viele wackere Leute in der Welt, und ſeit einem Jahre ſind mir Sympathien entgegen gekommen, die ich bis dahin nicht kannte, welche mich berathen, ermuthigt, unterſtützt und geleitet haben. Ich beſitze ſehr viele Freunde; die ſchmerzlichſten Ereigniſſe haben oft ſehr gute Folgen. Oefters verleihen ein unerwarteter Schmerz, ein ungerechtes Unglück dem Manne eine Energie und eine Standhaftigkeit, welche er vielleicht nie im Glück gefunden haben würde, und Mancher iſt ein bedeutender Mann geworden, nachdem er gelitten, der immer ein gewöhnlicher Menſch geblieben

Digitized by Google

wäre, würde er stets glücklich gewesen sein. Ich bin kein bedeutender Mann, aber ich fange an, ein nützlicher Mensch zu werden, und ich verdanke dies den unvorhergesehenen Ereignissen des vorigen Jahres. Ich habe Ihnen also nicht zu zürnen, ich habe Ihnen fast zu danken, obgleich Sie mir das Gute, welches Sie mir erzeigt, ein Wenig gegen Ihren Willen erwiesen haben. Ich diene meinem Vaterlande nach Maaßgabe meiner Kräfte, ohne Aufsehen, ohne Prahlerei. Ich hatte einen angebornen Geschmack für die Verborgenheit, meine Geburt hat mir daraus eine Pflicht gemacht, und nur durch einen stärkeren Willen als den meinigen gezwungen, würde ich einwilligen, daraus hervorzutreten. Ich besitze keinen Ehrgeiz, und ich begreife, daß ich keinen Stolz oder Dünkel haben kann. Ich verdanke mein Leben einem Fehltritt, und es hieße ihn als unverzeihlich bezeichnen, wenn ich mir daraus ein Verdienst machen wollte. Ich erröthe weder darüber, noch rühme ich mich dessen; ich verheimliche es nicht, noch gestehe ich es laut; ich nehme es als eine Thatsache an, und ich glaube, daß Niemand das Recht hat, weder meiner Mutter noch mir einen Vorwurf zu machen, wenn man die Bescheidenheit unseres beiderseitigen Lebens sieht. Da jedoch Gott gerecht ist, schickt er mir einen Ersatz durch die Liebe Ihrer Nichte. Weder Sie noch ihre Mutter glauben, sie mir zur Gattin geben zu dürfen — sei es; statt meine Frau von ihrer Familie zu erlangen, werde ich sie von dem Gesetze erhalten, und wenn diese Familie eine Seite meines Herzens auch verwundet hat, so wird wenigstens die andere getröstet werden. Sie sehen, mein Herr, daß ich durchaus kein Recht habe, irgend Jemanden zu zürnen, daß ich mein Leben ziemlich gut geordnet habe, und daß ich mich, ich glaube es wenigstens, auf dem einfachsten, nämlich auf dem rechten und wahren Wege befinde.

Sternay. Ein herrlicher Bursche! Jakob. . .

Sechster Auftritt.

Vorige. Henriette.

Jakob. Hier kommt Madame Sternay, ich entferne mich. (Zu Henriette, ihr die Hand reichend.) Leben Sie wohl, Madame!

Henriette. Sie gehen schon?

Jakob. Ich kehre den Augenblick nach Paris zurück, und verlasse es heute Abend.

Henriette. Noch heute Abend?

Jakob. Ja. Ich kam um Abschied von dem Herrn Marquis zu nehmen, und habe nur noch so viel Zeit, um meine Mutter zu umarmen. Erlauben Sie mir, Ihnen nochmals für Ihre Güte zu danken, die Sie mir stets erwiesen, und für die Theilnahme, die Sie mir fortwährend bezeugt haben. (Er grüßt und geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Henriette, Sternay.

Henriette. (zu Sternay.) Der Marquis hat mir Alles erzählt!

Sternay. Was hat er Dir erzählt, theure Freundin?

Henriette. Er erzählte mir, daß Jakob Vignot Dein Sohn ist.

Sternay. Nun denn, meine Liebe, so werde ich es Dir auch nicht länger verbergen.

Henriette. Ich möchte überhaupt wissen, weshalb Du es mir verheimlicht hast?

Sternay. Wann sollte ich es Dir sagen?

Henriette. Vor unserer Verheirathung.

Sternay. Deine Familie würde

Digitized by Google

mir Deine Hand verweigert haben, und . . . .

Henriette. Und . . .

Sternay. Und ich liebte Dich!

Henriette. Ich will es glauben. Auf jeden Fall aber, wenn Du nicht den Muth hatteſt, dieſes Geſtändniß vor Deiner Verheiratung abzulegen, mußteſt Du Geiſt genug haben, es nachher zu thun, wo man nichts mehr ändern konnte. . . Ich würde das Kind aufgenommen, es in unſerer Nähe erzogen haben. . .

Sternay. Das hätteſt Du gethan? . . .

Henriette. Warum nicht?

Sternay. Aber die Mutter würde ihren Sohn nicht verlaſſen haben.

Henriette. Das iſt wahr, man denkt in ſolchen Fällen nie an die Mutter. Du mußteſt alſo die Mutter heiraten. . . Dies wäre wahrſcheinlicher Weiſe das Beſte für Jedermann geweſen.

Sternay. Henriette!

Henriette. Aber es handelt ſich hier nicht mehr um die Vergangenheit. . . Welche Pläne haſt Du jetzt?

Sternay. Was räthſt Du mir?

Henriette. Ich rathe Dir alles Mögliche von der Welt zu thun, um aus der Lage herauszukommen, in der Du Dich befindeſt, welche ſchmachvoll ſein würde, wenn ſie nicht lächerlich wäre; denn Du warſt ſo eben lächerlich, in Gegenwart Deines Sohnes. Dieſe Lage wird ſich jedesmal erneuern, ſo oft ihr zuſammen treffen werdet.

Sternay. Vor meiner Mutter, vor Dir konnte ich nichts ſagen, beſonders aber vor Herminen nicht, welcher dieſe Familiengeheimniſſe unbekannt bleiben müſſen; denn Du biſt doch auch der Meinung, daß ſie nichts davon erfahre.

Henriette. Ganz beſtimmt, aber es muß ein Mittel gefunden werden, ſie ſogleich mit Deinem Sohne zu verheiraten, da ſie ihn noch immer liebt.

Sternay. Finden wir es, ich verlange mir nichts Beſſeres.

Henriette. Wie iſt's mit der Mutter?

Sternay. Welcher Mutter?

Henriette. Der Mutter Deines Sohnes; was für eine Frau iſt ſie?

Sternay. Es iſt wahr, Du kennſt ſie nicht.

Henriette. Wo ſollte ich ſie kennen gelernt haben? Ich ſehe nur, wie ſie ihren Sohn erzogen hat, und wenn man ſie darnach beurtheilt, muß ſie eine ſehr ehrenwerthe Frau ſein.

Sternay. Clara! Clara iſt die rechtſchaffenſte Frau der Welt.

Henriette. Danke ſehr. Alſo, auf was warteſt Du noch?

Sternay. Um?

Henriette. Um Deinem Sohn um den Hals zu fallen, und ihm Deinen Namen zu geben?

Sternay. Ich warte! Ich warte! — Du ſiehſt dieſe Dinge wie eine Frau an, mit dem Herzen; ich betrachtete ſie mit dem Verſtande.

Henriette. Die Rollen ſind alsdann umgekehrt vertheilt; aber Dein Verſtand, ſelbſt Dein Egoismus verpflichten Dich, Deinen Sohn anzuerkennen, und ihm Deinen Namen zu geben.

Sternay. Glaubſt Du?

Henriette. Wenn man dahin gelangt, aus Dir einen wahrhaften Vater zu machen, ſo wird man von Glück ſagen können, aber, man kann es doch verſuchen. . . . Vor Allem iſt er Dein Sohn, das iſt der beſte Grund . . . dann haben wir keine Kinder . . . endlich mit dem Charakter, den ich an ihm kenne, denn von dieſer Seite hat er Nichts von Dir, er hat Charakter — wird er, ob er Dein Sohn iſt oder nicht, bei Herminens Majorennität, Deine Nichte heiraten . . . nachdem die reſpektiven Aufforderungen des Gerichtes an Dich ergangen ſein werden?

Digitized by Google

Sternay. Das ist nicht zweifelhaft.

Henriette. Die Geschichte wird Aufsehen machen. Die Wahrheit wird an's Licht kommen. Man wird sich fragen, warum Du diesen Sohn nicht anerkannt hast . . . Man wird seinem Lebenswandel nachforschen . . . Was wird man finden? Einen ehrenhaften, klugen, gebildeten jungen Mann, der sich seine Stellung selbst, ganz allein errungen haben wird, und man wird sagen: Herr Sternay handelte sehr ungeschickt, einen Mann nicht anzuerkennen, der ihm so nützlich werden konnte.

Sternay. Wie! Er mir so nützlich werden?

Henriette. Nimm an, daß Herr Vignot, welcher vom Minister sehr geliebt und geschätzt wird, Deinen Namen führte, kann er nicht Alles, was er wünschte, für seinen Vater erlangen?

Sternay. Das ist wahr.

Henriette. Du bist ehrgeizig; er wird Dich vorwärts bringen; Du hast Deine Pflicht gethan, und dientest zugleich Deinem Interesse.

Sternay. Vollkommen richtig; weiter?

Henriette. Nun weiter? weißt Du, was geschehen wird, wenn Du Dich nicht augenblicklich entschließest?

Sternay. Was wird denn geschehen?

Henriette. Ein Anderer wird thun, was Du hättest thun sollen, ein Anderer wird Deinen Sohn anerkennen.

Sternay. Ein Anderer wird meinen Sohn anerkennen! Wer denn?

Henriette. Der Marquis.

Sternay. Mein Oheim?

Henriette. Er selbst.

Sternay. Dieser Scherz . . .

Henriette. Ich scherze eben so wenig, als der Marquis so eben scherzte, wie er mir seine Absichten mittheilte.

Sternay. Er sagte Dir..?...

Henriette. Wenn der junge Mann nichts weiter als einen Namen haben muß, um Herminen zu heiraten, so werde ich ihm den meinigen geben; — und er wird halten, was er sagte.

Sternay. Er ist es im Stande, aber glücklicherweise bin ich da . . . Du bist eine gute Frau, Henriette, und hast mir einen guten Rath gegeben . . . Jakob wird meinen Namen führen . . . Wo ist mein Hut? (Zum Marquis, der auftritt) Ah! Sie sind es, Herr Oheim!

Achter Auftritt.

Vorige. Marquis.

Marquis. Du bist erstaunt, mich in meinem Hause zu sehen?

Sternay. Nein, aber ich dachte an etwas Anderes.

Henriette. Du hast mich nicht mehr nöthig?

Sternay. Nein, ich muß mit meinem Oheim sprechen. Willst Du wohl so gütig sein, mich in Paris zu erwarten . . . . bei meiner Mutter? Sage ihr . . . . nein, sage ihr nichts . . . nur — daß sie ein wenig warte, bevor sie Hermine wieder ins Kloster bringt.

Henriette. Adieu, Herr Oheim.

Marquis. Auf Wiedersehen, mein liebes Kind.

(Henriette ab.)

Neunter Auftritt.

Marquis. Sternay.

Sternay. Was sagte mir Henriette so eben, lieber Oheim, Sie wollen Jakob anerkennen?

Marquis. Ja; der Gedanke ist mir vorhin gekommen, als ich ihn umarmte, wie er Abschied von mir nahm; ich fühlte, daß ich diesen Mann liebte; in der That, gehört er ja auch zu meiner Familie, da er Dein Sohn ist.

Digitized by Google

Es schien mir, dies wäre das beste Mittel, um Alles gehörig zu ordnen. Ich habe nicht dieselben Gründe wie Du, und kam sogar, Dich um Rath zu fragen.

Sternay. Ich danke Ihnen recht sehr, lieber Oheim, aber Ihre Idee ist umsonst.

Marquis. Wie so?

Sternay. Weil ich selbst Jakob anerkennen werde.

Marquis. Bist Du gewiß, es zu können?

Sternay. Wie, ob ich kann? Können Sie es?

Marquis. Vollständig.

Sternay. Nun, alsdann?

Marquis. Ah! das ist nicht dasselbe.

Sternay. Nein, es ist nicht dasselbe, denn ich bin sein Vater.

Marquis. Welch schlechter Grund!

Sternay. Finden Sie?

Marquis. Du bist es nicht mehr, es ist Verjährung eingetreten.

Sternay. Ein guter Witz; Sie wollen mir doch nicht etwa gar Concurrenz machen?

Marquis. Warum nicht?

Sternay. Sie wollten meinen Sohn eher anerkennen als ich?

Marquis. Jawohl; Du hattest 25 Jahre vor mir voraus; dies mußtest Du benutzen. Ich finde einen großen Burschen, den ich sehr liebe, und der mich ebenfalls liebt, den Niemand in Anspruch nimmt, und der einen Namen nöthig hat. Ich habe gerade einen Namen, mit dem ich so nichts anzufangen weiß; der Beweis davon ist, daß Du hierher gekommen bist, ihn von mir zu verlangen, und ich schlug es Dir ab; ich habe nur noch einige Jahre zu leben, und sehe also nicht ein, warum ich mir nicht den Luxus eines Sohnes während meiner letzten Lebensjahre gewähren sollte. Dies würde eine Leibrente von Kindesliebe sein. Wenn das Kind erst noch geboren werden sollte — oh! das wäre nichts — aber da es vollkommen ausgewachsen, da ist . . .

Sternay. Ein herrliches Paradoxon! aber ich bin da und das Gesetz auch.

Marquis. Das Gesetz?

Sternay. Ja; das Gesetz, das Gesetzbuch.

Marquis. Aber das Gesetz ist für mich, mein lieber Freund.

Sternay. Da wäre ich doch neugierig zu wissen — wie?

Marquis (welcher Fressard eintreten sieht). Willst Du es auf der Stelle wissen?

Sternay. Ja.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Aristide.

Marquis. Da ist gerade mein Notar, und der kennt das Gesetz, dafür bürge ich Dir. Treten Sie näher, mein werther Herr Fressard, wir brauchen Sie, um einen Rechtsfall zu beurtheilen.

Sternay. Fressard!

Marquis (vorstellend). Mein Neffe, Herr Sternay; mein Notar, Herr Aristide Fressard.

Aristide. Um was handelt es sich? (Zum Marquis) Hier ist Ihr Pachtcontrakt, Herr Marquis, und ganz in Richtigkeit.

Marquis. Ich danke Ihnen.

Sternay. Erkennen Sie mich nicht mehr, Herr Fressard?

Aristide. In der That, mir scheint, daß ich schon die Ehre gehabt habe, mit Ihnen zusammen zu treffen.

Sternay. Es ist schon lange her, bei . . . .

Aristide. Bei der Mutter meines Pathen. Es ging Ihnen immer gut, seit 20 Jahren?

Digitized by Google

Sternay. Sehr gut, ich danke Ihnen; und Ihnen?

Aristide. Nicht schlecht, wie Sie sehen.

Sternay. Mein werther Herr Fressard, ich bin äußerst glücklich, Ihnen bei den gegenwärtigen Umständen zu begegnen; Sie kennen besser als irgend Jemand alle die Details, in welche ich meinen Notar erst einweihen müßte, und ich glaube, Sie werden glücklich sein, mir den Dienst zu erweisen, um den ich Sie jetzt bitten will.

Aristide. Ich bin Notar; mein Amt bringt es mit sich, Dienste zu erweisen. Was ist's?

Sternay. Wollen Sie sprechen, Herr Oheim?

Marquis. Nein, nein; rede Du zuerst, Du sprichst gut; sonst würdest Du sagen, daß ich auf das Gesetz einwirke.

Sternay (zu Fressard). Es handelt sich wegen meines Sohnes.

Aristide. Sie haben einen Sohn?

Sternay. Sie wissen es wohl... Jakob.

Aristide. Ah! Jakob ist Ihr Sohn; seit wann? denn voriges Jahr war er es noch nicht.

Sternay. Jetzt ist er es.

Aristide. Für längere Zeit?

Sternay. Für immer!

Aristide. Sie haben ihn anerkannt?

Sternay. Nein; aber ich will ihn anerkennen. Ist dies möglich?

Aristide. Jawohl, ja; man kann ein Kind immer anerkennen.

Sternay. Sehen Sie wohl, Herr Oheim.

Marquis. Nur weiter.

Sternay. Welche Formalitäten sind zu erfüllen?

Aristide. Man muß das Kind durch eine rechtsgültige Acte bei der Mairie oder vor einem Notar anerkennen.

Sternay. Dieser Notar werden Sie sein, wenn Sie gütigst wollen.

Aristide. Ich stehe zu Befehl.

Sternay. Das ist Alles?

Aristide. Das ist Alles.

Sternay. Nun, Oheim, Sie sehen, wie einfach es ist.

Marquis. Jetzt ist die Reihe an mir zu reden. Mein werther Herr Fressard, ich will den Sohn meines Neffen anerkennen.

Aristide. Sie können es.

Marquis. Sind dieselben Formalitäten zu beobachten?

Aristide. Ganz dieselben.

Marquis. Ich rechne auf Sie.

Aristide. Immer zu Ihren Diensten.

Marquis. Siehst Du?

Sternay. Ich mache Herrn Fressard darauf aufmerksam, daß es sich um ernste Angelegenheiten handelt, und als Jakobs und seiner Mutter Freund dürfte er gewiß ernsthafter sprechen, oder doch zum wenigsten deren Interesse wahren und berücksichtigen.

Aristide. Bitte sehr, Herr Sternay, bitte um Vergebung; es war hier die Frage über einen Rechtspunkt, und ich habe categorisch darauf geantwortet, wie das Gesetz selbst geantwortet hätte. Dies ist meine Pflicht als Notar; wollen Sie mich nun über das Interesse meines Pathen zu Rathe ziehen? oh! ich werde es nach meinen besten Kräften vertheidigen, dies ist meine Freundespflicht; ich habe demnach zwei Seiten, um Ihnen angenehm sein zu können. (Sich auf die rechte Achsel klopfend) Freundesseite, (sich auf die linke Achsel klopfend) Notarsseite. Ich bin bereit; wünschen Sie, daß ich antworte, oder daß ich frage? Ich bin nur eine Maschine, ich sage es Ihnen zum Voraus.

Sternay. Haben Sie die Güte, die Fragen zu stellen ...

Aristide. Hier sind also zwei Personen, welche dasselbe Kind anerkennen wollen; neuer Fall! (Zu Sternay.) Ich

Digitized by Google

werde mit Ihnen beginnen, mein Herr; Sie wollen ein Kind anerkennen?

Sternay. Ja.

Aristide. Haben Sie andere Kinder?

Sternay. Nein.

Aristide. Wollen Sie das Kind vielleicht auch lieber legitimiren als es anerkennen?

Sternay. Wie?

Aristide. Indem Sie die Mutter heiraten.

Sternay. Ich bin verheiratet.

Aristide. Mit einer anderen Frau?

Sternay. Ja.

Aristide Sie können das Kind also nur anerkennen. (Zum Marquis) Sie wollen ein Kind anerkennen?

Marquis. Ja.

Aristide. Sind Sie verheiratet?

Marquis. Nein.

Aristide. Sie würden also die Mutter heiraten und das Kind legitimiren können?

Marquis. Ja.

Aristide. Bis jetzt ist das Interesse des Kindes auf dieser Seite. (Zu Sternay.) Die Anerkennung kann von Allen denen bestritten werden, welche dabei interessirt sind; bestreitet Ihre Gattin die Anerkennung?

Sternay. Nein . . .

Aristide. Haben Sie noch Eltern?

Sternay. Meine Mutter.

Aristide. Wird diese Ihr Anerkennungsrecht nicht Abrede stellen, bestreiten? Antworten Sie.

Sternay. Ja.

Aristide. Werden Sie gegen Ihre Mutter einen Proceß führen wollen?

Sternay. Ich werde.

Aristide. Wird aber der junge Mensch einwilligen, daß der Name seiner Mutter vor den Gerichten herumgeschleppt werde, um einen Namen zu erhalten, den er nicht verlangt? — Sie wissen es nicht. Das Kind ist nicht hier, so werde ich, der Freund des Kindes, an dessen Stelle antworten: Nein! (Zum Marquis) Haben Sie einen Vater, eine Mutter, einen natürlichen Sohn, legitimirt oder unlegitimirt, eine Gattin, welche sich der Anerkennung widersetzen könnten?

Marquis. Nein.

Aristide. Sie können anerkennen und legitimiren ganz nach Ihrer Wahl. Herr Sternay kann es nicht. Der Vortheil des Kindes ist also hier.

Sternay. Alsdann werde ich ihn adoptiren.

Aristide. Gut. Haben Sie legitime Kinder?

Sternay. Nein.

Aristide. Willigt Ihre Gattin in die Annehmung an Kindesstatt?

Sternay. Ja.

Aristide. Sind Sie volle 50 Jahre alt?

Sternay. Ja.

Aristide. Können Sie beweisen, daß Sie dem zu Adoptirenden während seiner Minorennität wenigstens sechs Jahre lang ununterbrochen Unterstützungen und Beistand geleistet haben?

Sternay. Aber . . . .

Aristide. Können Sie es beweisen?

Sternay. Nein!

Aristide. So ist die Annahme an Kindesstatt unmöglich.

Sternay. Ein Vater kann also sein Kind nicht anerkennen?

Aristide. Doch, mein Herr, am Tage seiner Geburt.

Marquis. Das ist das Allereinfachste.

Aristide. Es gibt noch etwas Einfacheres, Herr Marquis, nämlich, nur eheliche Kinder zu haben; denn, sehen Sie, so lange man nicht verheiratet ist, erlaubt das Gesetz, Kinder in die Welt zu setzen, aber es erlaubt nicht, welche zu haben.

Sternay. Ein sonderbares Gesetz, welches es einem Fremden leichter macht,

Digitized by Google

ein Kind anzuerkennen, als dem Vater selbst.

Aristide. Das Gesetz hat Recht; ein Vater, welcher seinem Sohn seinen Namen nach Ablauf von 25 Jahren geben will, macht kaum eine schlechte Handlung wieder gut; ein Fremder, welcher seinen Namen einem Kinde ohne Vater gibt, vollzieht eine gute Handlung. — Niemand spricht mehr? — Das Kind wird dem Herrn Marquis gerichtlich zugesprochen.

Marquis. Nun?

Sternay (nach einer Pause). Sie haben Recht, Herr Oheim; und wenn es ein Mittel gibt, damit Jakob meinen Namen führe, so liegt es in Ihrer Macht.

Marquis. Du hast ein Mittel gefunden?

Sternay. Ja.

Marquis. Laß hören.

Sternay. Und ich hoffe, daß Herr Fressard hier keine Opposition einlegen wird; es ist ein Ausweg, welcher Alles nach Wunsch für Jedermann ordnen wird.

Aristide. Vergleich also; Freundesseite . . .

Marquis. Rede.

Sternay. Das einzige Hinderniß der Anerkennung durch mich ist meine Mutter?

Marquis. Ja.

Aristide. Ja.

Sternay. Mein lieber Oheim, Sie können die Zustimmung meiner Mutter erlangen.

Marquis. Wie?

Sternay. Adoptiren Sie mich, wie sie es wünscht, unter der Bedingung, daß sie mich Jakob anerkennen läßt, wie ich es will.

Aristide. Ah! Erlaß't mir die Sennesblätter, ich werde den Rhabarber einnehmen!

Marquis (zu Fressard). Sehen Sie noch ein Hinderniß?

Aristide. Als Freund oder als Notar?

Sternay. Als Notar?

Aristide. Nein!

Marquis. Spitzbube! Du wirst erlangen, was Du willst.

Sternay. Es geschieht nur für Jakob.

Marquis. Ich willige ein, Deiner Frau zu Liebe, welche es verdient, Gräfin zu sein. (Zu Aristide) Jede Sünde findet Vergebung; vielleicht wird er seinen Sohn lieben.

Aristide (zweifelhaft). Vielleicht.

Sternay. Verlieren wir keine Zeit; ich will Jakob noch sprechen, bevor er abreist. Um wieviel Uhr reist er?

Aristide. Um halb acht Uhr.

Sternay. Es ist 7 Uhr, beeilen wir uns. Es ist anständiger, daß Jakob seine diplomatische Sendung nur mit dem Namen seines Vaters antritt.

Aristide. Ah! Ah! Jetzt habe ich den rechten Zipfel. Teneo lupum auribus. — Vorwärts!

(Ende des dritten Aufzuges.)

Digitized by Google

Vierter Aufzug.

(Bei Clara. — Einfacher eleganter Salon.)

Erster Auftritt.

Marquise. Clara.

Marquise. Leben Sie wohl, meine Liebe. Ich verlasse Sie, Sie erwarten heute Ihren Sohn, er muß Sie allein finden.

Clara. Frau Marquise, ich bin über diesen abermaligen Besuch sehr gerührt. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll.

Marquise. Wir würden uns schon längst öfters gesehen haben, wenn ich früher erfahren hätte, was ich nun weiß. Mein Sohn trägt die meiste Schuld. Hätte er mir früher gesagt, was er mir vor einem Monat mittheilte, so würde ich die Erste gewesen sein, ihn zu belehren, was er zu thun habe, da er es nicht wußte. Man muß ihm verzeihen, besonders jetzt, wo Sie glücklich sind und sich Alles ausgleichen wird, wenn Ihnen vor Allem die Uebereinkunft, die wir getroffen, noch immer recht ist.

Clara. Allezeit.

Marquise. Wir Alle müssen die Vergangenheit vergessen und uns nur noch mit der Zukunft des großen Burschen beschäftigen, den wir Alle der Art lieben wollen, um unsere Fehler wieder gut zu machen. Jedermann hat Unrecht gehabt, es ist also natürlich, daß es nun Jedermann ein wenig auf den Andern schiebt. Wir werden vielleicht noch ein kleines Zugeständniß von Ihnen zu erbitten haben, aber darüber wollen wir später sprechen. Die Freude über seine Zurückkunft muß durch nichts gestört werden. Also, leben Sie wohl, oder vielmehr auf Wiedersehen, denn Sie werden mich im Laufe des Tages, wegen der Regulirung aller unserer Beschlüsse, noch wiedersehen. Er weiß noch nichts von dem, was während seiner Abwesenheit abgemacht wurde?

Clara. Nein; an dem Tage, wo Herr Sternay in die Anerkennung einwilligte und hieher kam, um uns diese frohe Nachricht mitzutheilen, war Jakob bereits eine halbe Stunde früher abgereist.

Marquise. Ja, ja, ich erinnere mich; wollte er doch seinem Sohne nachreisen. Nichts konnte ihn zurückhalten. Diese unentschlossenen Leute sind immer so. An dem Tage, wo sie sich endlich einmal entscheiden, zu lieben, lieben sie stärker als alle Anderen.

Clara. Und dann hatte er auch noch von früher her einen bedeutenden Rückstand abzutragen.

Marquise. Ah! Sie ist zu liebenswürdig! — Aber mein Sohn ist doch nicht abgereist.

Clara. Jakobs Mission war eine geheime; er hatte Niemanden, selbst mir nicht gesagt, wohin er gesandt sei. Ich bot Herrn Sternay an, sobald ich einen Brief von Jakob empfangen haben würde, und wenn ich wüßte, wohin man ihm antworten könnte, meinem Sohne die Gesinnungen seines Vaters in Betreff seiner wissen zu lassen; aber Herr Sternay zog es vor, ihm die Ueberraschung bis zu seiner Rückkehr aufzusparen.

Marquise. Und glauben Sie, daß ihm diese Ueberraschung angenehm sein wird?

Clara. Ich bin es überzeugt.

Marquise. Armes Kind, wie freue ich mich, ihn zu sehen.

Digitized by Google

Clara. Und Frl. Hermine?

Marquise. Sie weiß von Allem Andern nichts, als daß man in ihre Verheiratung willigt.

Clara. Wie gütig Sie sind, und wie gerne wünschte ich, das junge Mädchen zu umarmen! Wann kann ich sie sehen?

Marquise. Ich werde sie Ihnen baldigst herführen.

Clara. Wahrhaftig!

Marquise. Sind Sie nicht die Mutter des Mannes, den sie liebt, und den sie sehr liebt, ich bürge Ihnen dafür; aber er verdient es, denn ich liebe ihn ebenfalls, seit ich Sie kenne. Sind Sie mit uns zufrieden?

Clara. Sie fragen noch?

Marquise. Auf baldiges, recht baldiges Wiedersehen, meine Theure. (Küßt Clara auf die Stirne. In dem Augenblick, wo sie Clara küßt, tritt Aristide auf.)

Zweiter Auftritt.

Vorige. Aristide.

Aristide (für sich.) Immer besser!

Marquise. Ah! Sie sind es, mein werther Herr Fressard, ich bin sehr erfreut, Sie zu sehen; alle unsere kleinen Urkunden sind fertig!

Aristide. Ja, Frau Marquise.

Marquise. Also — auf baldiges Wiedersehen. (Sie grüßt und geht ab.)

Dritter Auftritt.

Aristide. Clara.

Aristide (ihr nachsehend.) Sie geht wohl gar nicht mehr von hier fort?

Clara. Dies war das vierte Mal, daß sie herkam.

Aristide. Hast Du ihre Besuche erwiedert?

Clara. Ich wollte es, aber sie widersetzte sich. Sie will nicht, daß ich mich bemühe.

Aristide. Sie will nicht, daß man Dich bei ihr sieht, das ist's. Du gibst etwas auf diese Freundschaftsbezeugungen?

Clara. Welches Interesse könnte sie haben, mir zu schmeicheln? Ich kann nichts für sie thun.

Aristide. Du kannst Deinen Sohn abhalten, in ihre Combinationen einzugehen.

Clara. Ich werde mich wohl hüten.

Aristide. Du bist also vergnügt, zufrieden?

Clara. Ich habe das Recht, es zu sein; ich hatte nur einen Gedanken, einen Traum einen Ehrgeiz mein ganzes Leben lang, daß Jakob den Namen seines Vaters führe; er wird ihn führen, ich kann morgen sterben, ich werde glücklich sterben.

Aristide. Und Du würdest ihnen dadurch einen großartigen Dienst erweisen.

Clara. Wie so?

Aristide. Ich habe so meine Gedanken. Ich glaube nicht, daß man in dem Alter der Marquise so plötzlich, binnen 24 Stunden, die Grundsätze, Gewohnheiten und Vorurtheile seines ganzen Lebens Lügen straft, ohne eine gewichtige Ursache dafür zu haben, und noch dazu eine vortheilbringende Ursache. Sie schmeichelt Dir, nichts Anderes. Sie ist nicht die Frau, um so plötzlich gefühlvoll zu werden. Wer kein Herz hatte, als er jung war, hat es niemals. Das Herz ist keine Winterfrucht, es reift nicht unter dem Schnee.

Clara. Was glaubst Du denn?

Aristide. Und Madame Sternay, kam sie auch Dich zu besuchen?

Clara. Nein, sie ist auf dem Lande bei ihrer Mutter, oder bei ihrem kranken Vater — ich weiß nicht mehr recht: es ist wohl ein Vorwand.

Aristide. Wahrscheinlich, aber wenigstens ist da keine Heuchelei. Sie

Digitized by Google

wird sich nicht an Deinen Hals werfen, wie es die Marquise thut, sie wartet, bis die Verhältnisse Euch zusammen führen; sie hat ganz Recht, und ich halte sie für eine gute Frau. Aber der Vater, aber die Marquise! Ah! Wenn ich Jakob wäre....

Clara. Ich bitte Dich, gib ihm keine schlechten Rathschläge.

Aristide. Du kannst ruhig sein, es wäre zum Erstenmale. Ich habe mir selbst gelobt, nichts darein zu reden; ich werde nichts sagen, aber Du kannst mich nicht abhalten, die Thatsachen, die einfachen Thatsachen zu sehen und zu beurtheilen. Nach 25 Jahren willigt er ein, ihn anzuerkennen. Warum? Weil sein Sohn in einer Stellung ist, um ihm Ehre zu machen, und weil er dadurch den Titel seines Onkels gewinnt. Die Marquise, seine Mutter, wollte Dich aus ihrem Hause davon jagen lassen, als Du kamst, wegen des Verlassens Deines Kindes Beschwerde zu führen, und heute erkennt sie Jakob für ihren Enkel. Seit wann? Seit ihr Bruder eingewilligt hat, Herrn Sternay seinen Titel zu geben und folglich sein Vermögen, welches sich auf 6 bis 700,000 Franken beläuft. Sie macht Dir vier Besuche in vier Tagen. Warum ist sie nicht früher gekommen? Weil sie noch nicht wußte, was sie seit vier Tagen weiß, daß Jakob eine sehr wichtige Mission bekleidete, daß alle Zeitungen von ihm reden.... daß er nur Ruhm und Ehre über die Familie bringen kann, daß er bei Hofe sehr gern gesehen sein und man durch seinen Einfluß Alles erlangen wird, was man nur wünscht. Die Marquise liebt vielleicht ihren Sohn.... Herr Sternay liebt vielleicht seine Mutter.... aber daß sie Dich liebt, daß Herr Sternay Jakob liebe, nein.... nein, tausendmal nein.... es ist Hochmuth, Berechnung, Ehrgeiz, Alles, was man wünscht, nur keine väterliche Liebe! — Ich verstehe mich darauf, ich weiß, was es heißt, Vater zu sein, ich bin es oft genug — mir wird man nichts darüber weiß machen! Ich habe geredet!

Clara. Liegt es in Jakobs Interesse, daß seine gesellschaftliche Stellung ordnungsgemäß sei und daß die Familie seines Vaters ihn wie ein legitimes Kind auf- und annehme?

Aristide. Augenscheinlich.

Clara. Alsdann, mein lieber Freund, mag auch der Grund sein, der sie handeln läßt, welcher er wolle, so gewinnen wir zu sehr durch den Erfolg, um die Ursachen zu erörtern.

Aristide. Und Du glaubst, daß diese Leute Dich bei sich aufnehmen werden, als ob Du zu ihnen gehörtest?

Clara. Die Marquise sagte es mir vor kaum 5 Minuten.

Aristide. Nun gut, wir werden in einem Monat wieder davon sprechen.

Vierter Auftritt.

Vorige. Marquis.

Marquis (im Auftreten.) Ist er angekommen? (reicht Klara die Hand.)

Clara. Noch nicht.

Marquis. Guten Tag, mein lieber Herr Fressard. Er kann nicht mehr lange ausbleiben, der Minister erwartete ihn heute Morgen um 10 Uhr.

Clara. Sie haben den Minister gesprochen!

Marquis. Er ist ganz entzückt über Jakob.

Clara. Was hat er denn gethan?

Marquis. Herrliche Sachen, sagt man, aber man muß ihm die Freude lassen, es Ihnen selbst zu sagen.

Aristide. Und haben Sie Herrn Sternay gesehen?

Marquis. Von Zeit zu Zeit bemerkte ich ihn — er rennt umher — zerarbeitet sich förmlich — läuft zu dem Einen und zu dem Andern. „Mein Sohn hier — und mein Sohn da. —

Digitized by Google

Sie hatten also einen Sohn? Nun ja — wie! Sie wußten es nicht? Einen großen Jungen!“ — Ich hatte alle nur mögliche Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß er schweigen sollte.... Noch ist nichts abgemacht.

Clara. Sollten Sie Ihren Entschluß widerrufen wollen?

Marquis. Nein, Madame .... weit entfernt davon .... Ich werde sehr stolz darauf sein, wenn Jakob es annimmt, was ich einwilligte zu thun, um Alles auszugleichen, aber ....

Clara. Aber ....

Marquis. Aber er allein ist jetzt der einzige Richter in dieser Angelegenheit .... und meine Meinung ist, daß wir zu sehr geehrt sein werden, wenn er in unsere Familie eintritt, um nicht zu erwarten, daß er freiwillig eintrete.

Aristide (zu Clara.) Was sagte ich Dir? (Zum Marquis.) Recht, Herr Marquis, das heißt sprechen wie ein Mann von Herz.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Sternay.

Sternay (läuft beim Eintreten gleich zu Clara und faßt ihre beiden Hände. Aristide setzt sich zum Feuer in einem großen Lehnstuhl, so daß er halb versteckt ist.) Ah! theuerste Clara .... Wo ist er?

Clara. Ist er angekommen?

Sternay. Ja — ja!

Clara. Sie haben ihn gesehen?

Sternay. Nein — ich glaubte, er sei hier. Der Thürsteher des Ministers sagte mir so eben, daß er ihn gesehen, und daß er schon wieder fortgegangen sei. Vielleicht ist er sogleich zur Marquise gegangen, um Hermine zu begrüßen.

Clara. Nein, hierher wird er zuerst kommen.

Sternay. Glauben Sie?

Clara. Davon bin ich überzeugt.

Aristide. Weiter fehlte nichts, als daß er seine Mutter nicht vor allen Andern begrüßte.

Marquis. Der Thürsteher wird Dir das nur gesagt haben, um Dich los zu werden, er kannte Dich nicht.

Sternay. Wie, er kannte mich nicht! Er weiß, daß ich Jakobs Vater bin.

Marquis. Hast Du es dem Thürsteher selbst gesagt!

Sternay. Ja, gleich damals, als ich eine Audienz bei dem Minister erbeten hatte.

Marquis. Du hast also den Minister gesprochen?

Sternay. Natürlich, um Nachrichten von Jakob zu erlangen, da ich nicht wußte, wohin ich ihm schreiben konnte.

Marquis. Der Minister weiß also ....

Sternay. Er weiß Alles; er hat mich mit der Mission Jakobs bekannt gemacht, so weit etwas davon bekannt werden durfte. Er hat mir die Depeschen meines Sohnes mitgetheilt.

Clara (lächelnd.) Unseres Sohnes....

Sternay. Ja, theuerste Freundin, ja. Diese Depeschen sind bewunderungswürdig an Klarheit, Verständniß und Geschicklichkeit. Ich habe auch die Briefe unseres Gesandten und die des Sultans selbst gesehen.... übersetzt, wohlverstanden. Alle erkennen ganz einfach an, daß Jakob sie gerettet habe.

Clara. Was hat er denn gethan?

Sternay. Hat er es Ihnen nicht geschrieben?

Clara. Nein, es war nicht sein Geheimniß.

Sternay. Also wissen Sie nichts?

Clara. Nichts.

Sternay. Nun denn: Jakob hat ganz Europa gerettet.

Clara. Mein Sohn!

Sternay. Unser Sohn, liebste

Digitized by Google

Freundin! — Ja, ja, Ibrahim Pascha wollte den Taurus überschreiten, und — der Taurus einmal überschritten, hieß ein europäischer Krieg. Dann war England gegen Rußland, Frankreich war gezwungen, Partei zu ergreifen, Oesterreich auch .... gewiß, Frankreich war in der Lage — aber der Handel, das Interesse des Staates — — — —

Aristide. Schwatze Du und kein Ende!

Clara. Und Jakob war es —?

Sternay. Jakob war es, welcher in dem Augenblicke, wo die vier Großmächte nicht mehr wußten, wo ihnen der Kopf stand, eine Idee hatte, welche er dem Minister mittheilte.

Clara. Und diese Idee war....

Sternay. Diese Idee war gut, so wie es scheint.

Clara. Sie kennen sie nicht?

Sternay. Nein.

Aristide. Trotz dem, daß ihm der Minister seine Geschichte erzählte....

Sternay. Aber gewiß ist, daß seitdem Jakob mit Mehemet Ali gesprochen hatte.

Aristide. Ich glaubte, es war Ibrahim.

Sternay. Mehemet ist der Vater, Ibrahim der Sohn.

Aristide. Und Vater und Sohn ist ganz das Nämliche.

Sternay. Ah! Sie sind's, mein werther Herr Fressard! Ich wußte nicht, wer mit mir sprach; ich erkannte die Stimme meines Oheims nicht.

Aristide. Aber Sie antworteten doch, hingerissen durch die väterliche Liebe. Uebrigens befinden Sie sich wohl!

Sternay. Und Sie?

Aristide. Ausgezeichnet! Sie sagten also? — Sie sprachen vom Taurus. . .

Sternay. Ich sagte, daß es sich darum handelte, Mehemet Ali zu bestimmen, daß Ibrahim den Taurus nicht überschritte; dies war eine sehr schwierige Unterhandlung, Jedermann scheiterte bis jetzt daran... Nun reiste Jakob ab. Ich weiß nicht, was er Mehemet Ali Alles sagte, aber gewiß ist, daß Ibrahim die Waffen niederlegte, und der Frieden abgeschlossen wurde. Nun denn, ich wiederhole es, der Friede im Orient ist der Friede für die ganze Welt! Die Civilisation ist vielleicht um 50 Jahre vorgerückt! — denn sehen Sie. . . .

Aristide. Er übt sich für die Deputirten-Kammer. . .

Clara. (zum Marquis.) Glauben Sie, daß Alles dies wahr sei, Herr Marquis?

Marquis. Ich weiß nicht, ob Ihr Sohn, liebe Madame, gerade Alles vollbrachte, was uns Herr Sternay erzählte, aber er hat sicherlich seinem Vaterlande einen großen Dienst geleistet. Von einem Manne von Herz, dem das Unglück Muth und Ehrgeiz verliehen hat, kann man Alles erwarten. Es ist ein Beweis mehr, daß man einen Mann nur nach seinen Werken würdigen und schätzen muß, welches auch sein Herkommen sei. Wer weiß, ob nicht die Menschheit diesem Kinde des Volkes, welches barfuß mit anderen Gassenjungen seines Alters auf den Straßen herumläuft, eines Tages eine wichtige Entdeckung verdankt, und ob das kleine Wesen, welches seine Mutter weinend unter die Kinder ohne Namen eintragen läßt, nicht in seinem Kopfe das Schicksal einer Welt trägt! Gott ist überall; lassen wir ihn walten und urtheilen wir nur über fertige Thatsachen. Neulich Abends sprach man in einer Gesellschaft von Jakob, und ich weiß nicht, wer da zwischen den Zähnen murmelte: „Es scheint, er ist ein natürliches Kind, welches sein Vater nie anerkennen wollte." — „Desto schlimmer für seinen Vater, sagte darauf der englische Gesandte, welcher gegenwärtig war, denn

Digitized by Google

wenn man der Sohn seiner eigenen Werke ist, so ist man von der besten Familie der ganzen Welt, und der Name, den man sich selbst machte, gilt immer mehr, als der, den man empfing"...

Aristide. Sehr gut! Was halten Sie davon, Herr Sternay?

Sternay. Vom politischen Gesichtspunkt vielleicht, mag dies ganz hübsch sein, nicht aber vom moralischen und socialen Gesichtspunkte, und der Beweis hiefür ist, — da man hier nur durch Beweise spricht, — daß Jakob, als ihn der Minister fragte, was er wünschte, geantwortet hat: er wünsche ein Consulat in Egypten, obgleich er jetzt Alles fordern konnte, die Pairie, oder eine Gesandschaft, was ihm beliebte. Also, weshalb verlangte er so wenig? Weil ihn, wie er es mir selbst sagte, seine Geburt zur Verborgenheit verurtheile. Klären wir also seine Geburt auf, so werden wir ihm seinen Lebensweg erweitern!

Aristide. (Sternay betrachtend, für sich.) Er hat jetzt Furcht genug, daß sein Sohn ihn nicht anerkenne.

Sternay. (zu Clara.) Sie haben meine Mutter gesehen?

Clara. Ja.

Sternay. Sind Sie zufrieden mit ihr?

Clara. Sie schien sehr gütig gegen mich gesinnt zu sein.

Sternay. Sie betet Sie an. Es ist eine sehr gute Frau, wenn man sie erst näher kennt. Henriette hat mir aufgetragen, sie bei Ihnen zu entschuldigen.

Clara. Ist sie nicht bei ihrem kranken Vater?

Sternay. Ja!

Clara. Aristide hat mir überdies begreiflich gemacht, daß in der ersteren Zeit unsere gegenseitige Stellung zu einander, für uns Beide nur peinlich sein könnte, und daß es wünschenswerther wäre zu warten.

Sternay. Sie sprechen da die allerrichtigsten Gedanken aus. Sie waren immer eine sehr vernünftige Frau. Ah! es ist seltsam, sich so wiederzufinden. Gute Clara! Meine Mutter hat Ihnen nichts weiter gesagt?

Clara. Nein. — Hatte sie mir etwas zu sagen?

Sternay. Nein, nichts.

Aristide. (bei Seite Sternay betrachtend.) Ich muß Dein letztes Wort hören!

Sternay. (zu Aristide.) Und Sie, mein werther Herr Fressard, zürnen mir nicht mehr?

Aristide. Ich liebte Jakob; ich nahm Partei für ihn.

Sternay. Dies war ganz natürlich. Sie haben Ihre Gemahlin nicht mitgebracht; das ist nicht schön von Ihnen. Wir würden höchlich erfreut gewesen sein, sie kennen zu lernen. Meine Mutter sprach noch gestern mit mir davon.

Aristide. Victoria ist sehr schüchtern. Ich bin Ihnen wahrhaftig sehr dankbar für die Art, mit welcher Sie mir die Ehre erweisen, mich zu behandeln.

Sternay. Sie gehören ja fast mit zur Familie.

Aristide. Fast genügt mir.

Sternay. Die Zeit vergeht, Jakob wird bald kommen, bestimmen wir genau, was wir thun wollen. Vorerst wird Jakob gleich nach seiner Ankunft zu dem Minister gehen, das ist seine Pflicht; dann wird er seine Mutter umarmen wollen, das ist natürlich; wir werden unsere Urkunden und Schriften darauf sogleich unterzeichnen: damit es endlich eine ausgemachte Sache sei! Da er nun gewiß Ruhe nöthig haben wird, so reisen wir — meine Mutter, Hermine, er und ich — gleich nach der Touraine, wo ich ein Landgut besitze, welches ich ihm bei der Unterzeichnung des Heirathscontractes übergebe. Dort wird er sich vermählen. . . .

Digitized by Google

Clara. Und ich? Mein lieber Herr Sternay, was geschieht denn bei Alle dem mit mir?

Sternay. Sie kommen mit uns — natürlich, habe ich es nicht gesagt?

Clara. Nein.

Sternay. Vergessenheit!

Aristide. Sagen Sie mir, mein werther Herr Sternay — Sie erlauben wohl —

Sternay. O gewiß. — —

Aristide. Seit einiger Zeit schon geht mir etwas im Kopfe herum, und das ganz natürliche Betragen der Madame Sternay, hinsichtlich Clara's, so wie die Betrachtungen, welche Clara vorhin machte, bestimmen mich mit Ihnen darüber zu sprechen: Aber es bleibt unter uns, nicht wahr?

Sternay. Sicherlich!

Aristide. Finden Sie nicht, daß die Stellung Clara's in Ihrem Hause eine ganz falsche sein wird?

Sternay. Ach! Wem sagen Sie das?

Aristide. Und glauben Sie nicht, daß wenn Jakob, nach dem Dienste, den er seinem Vaterlande erwiesen, so wenig fordert, so — —

Sternay. So that er es nur seiner Mutter wegen. — Ich bin davon überzeugt, der arme Junge hat eingesehen. . . .

Aristide. Wir verstehen uns.

Sternay. Ich glaubte, daß meine Mutter schon ein Paar Wörtchen gegen Clara hätte fallen lassen.

Aristide. Sie wollte vor Allem ganz vertraut mit ihr sein, — das zeigt von Zartgefühl und Geist. Aber wünschen Sie, daß ich das Tereain rekognoscire?

Sternay. Glauben Sie, es erlangen zu können? —

Aristide. Bot sich Clara nicht früher an, ganz in der Verborgenheit zu leben, sich ganz zurückzuziehen, wenn ihr Sohn Ihre Nichte heirate?

Sternay. Ja, aber seitdem hat Jakob bedeutendes Ansehen gewonnen, ist berühmt geworden. Sie ist stolz darauf, seine Mutter zu sein, und wird es aller Welt sagen wollen.

Aristide. Sie kennt keinen Hochmuth, sie liebt ihren Sohn, das ist das Ganze. Von solcher Liebe kann man Alles erlangen.

Sternay. Meine Mutter wollte erst die Vermählung abwarten, und dann —

Aristide. Wenn man schon einen Entschluß fassen muß, so ist das Beste, es gleich zu thun. . . In den Urkunden habe ich für jeden Fall den Namen der Mutter noch offen gelassen.

Sternay. In den Urkunden hat der Name nicht viel zu sagen.

Aristide. Es ist jedoch ganz unnöthig zu sagen, daß sie Arbeiterin war, schon Ihrer Stellung wegen. Jakob ist Ihr Sohn — das ist das Wichtigste — Ihr Name deckt Alles. War nun seine Mutter eine Grisette, war sie eine große Dame! Man weiß nichts davon.

Sternay. Ich hatte einen Ausweg gefunden . . . daß sie vor den Augen der Welt als eine seiner Verwandten erscheine, z. B. als seine Tante, als die Schwester seiner Mutter. Dieser Muttername, neben meiner Frau, ist sehr unangenehm. Sie soll eine kleine Reise von einem Jahre machen.

Aristide. Oder von 2 Jahren.

Sternay. Oder auch 2 Jahre; -- mit einer ihrer Freundinen, oder sie kann ja auch zu Ihnen auf das Land gehen, mit Madame Victorien. Und dann, was soll man Hermine sagen? Wie ihr erklären? Sie sind ein Mann von Herz und Verstand, mein lieber Fressard, ordnen Sie diese Angelegenheit. —

Aristide. Rechnen Sie auf mich, Clara wird nicht einmal im Heiratscontract erscheinen.

Digitized by Google

Sternay. Aber was sagt man Jakob? Er liebt sie!

Aristide. Sie wird schon einen Grund finden.

Sternay. Sie ist überhaupt eine gute Frau.... Schade! — Schade! — Also, kann ich auf Sie rechnen?

Aristide. Vertrauen Sie mir! Nur gehen Sie auf der Stelle zu Ihrer Mutter und benachrichtigen dieselbe, damit sie nichts zu ihr sage. Es ist besser, wenn der Rath von einem alten Freunde kommt.

Sternay. Sie haben Recht — ich eile hin. Wenn Sie jemals meiner Dienste benöthigen sollten —

Aristide. Na, man weiß nicht! Wenn Sie in der Deputirtenkammer sitzen werden. . . . Ich bin seit 7 Jahren Bürgermeister meiner Gemeinde...

Sternay. Ein kleines, rothes Band würde sich nicht schlecht machen. (Mit Protections Miene.) Wir werden's schon machen. (Zum Marquis). Kommen Sie Herr Oheim?

Marquis. Wohin gehst Du?

Sternay. Kommen Sie nur mit, ich habe mit Ihnen zu sprechen. (leise.) Lassen Sie Herrn Fressard mit Madame Vignot allein, er hat ihr etwas zu sagen.

Aristide. (Zu Sternay). Ich werde Sie hinab begleiten. Wenn ich ihr jetzt gleich mittheilte, was wir eben abmachten, so würden sie merken, daß es zwischen uns verabredet sei. (Laut) Ich begleite Sie, meine Herren — ich habe noch einige Papiere zu holen. (Zu Clara laut) Wenn Du aber gerne Jakob entgegen gehen willst? — Es gibt nur einen Weg vom Minister hieher.

Clara. Nein, er schrieb mir, ihn zu Hause zu erwarten; — ich erwarte ihn hier.

Sternay. Auf Wiedersehen, Liebe —

Clara. Auf Wiedersehen —

Sternay. Jakob soll uns ja erwarten, wenn er vor uns hierherkommt.

Aristide (zu Clara). Es gibt was Neues.

Clara. Was denn?

Aristide. Ich komme sogleich wieder.

Marquis. Auf Wiedersehen, werthe Madame.

Clara. Auf Wiedersehen, Herr Marquis.

(Alle ab, während dem öffnet Jakob die Thüre links.)

Sechster Auftritt.

Jakob. Clara.

Jakob (halblaut). Mama!

Clara (sich umwendend). Jakob!

(Umarmen sich.)

Jakob. Nicht so laut! Ich will nicht, daß sie uns hören! Ich war hier und wartete, bis sie fort waren. Ich wollte Dich allein sehen ... Ich liebe sie wohl, aber Dich liebe ich weit mehr und ich will Dich nach Herzenslust umarmen.

Clara. Du bist wohl sehr ermüdet?

Jakob. Nein. Es gibt Zurückkünfte, welche augenblicklich Ruhe für alle Beschwerden der Reise gewähren.

Clara (auf Jakob's Knopfloch zeigend). Was hast Du denn da?

Jakob. Das sind kleine Bänder. Sie sind fast von allen Ländern und von allen Farben.

Clara. Theures Kind, so ist es also wahr?

Jakob. Was?

Clara. Was uns Dein Vater sagte?

Jakob. Wie, mein Vater? — Wann denn?

Clara. So eben.

Jakob. Er war also hier?

Clara. Ja.

Jakob. Ich habe seine Stimme nicht erkannt. Wie kommt es, daß er sich bei Dir befand?

Clara. Seit Deiner Abreise ist Vieles vorgegangen. Ich werde Dir sogleich erzählen . . . Ja, Dein Vater

Digitized by Google

erzälte uns, daß Du Europa gerettet hast.

Jakob. Und Du hast es geglaubt?

Clara. Ich bin bereit, noch ganz andere Sachen zu glauben.

Jakob. Ich habe nichts gerettet, arme Mutter; ich habe eine Mission, mit welcher man mich betraute, mit Verstand und Einsicht vollzogen; — das ist Alles.

Clara. Aber alle Zeitungen sprechen von Dir.

Jakob. Macht es Dir Vengnügen?

Clara. Ja!

Jakob. Alsdann haben sie Recht.

Clara. Täglich kam man, um sich nach Dir zu erkundigen. Du findest dort Karten und Briefe von den vornehmsten Persönlichkeiten. Der Minister selbst hat mir ein liebenswürdiges Briefchen geschrieben. Sei bescheiden gegen die ganze Welt, aber bei mir ist es unnöthig, und vor Allem umarme, küsse mich noch einmal. (Umarmung.)

Jakob. Theuerste Mutter!

Clara. Laß' hören, sage mir Alles.

Jakob. Nun, ich glaube, daß ich ziemlich geschickt gewesen bin, man muß jedoch nichts übertreiben. Aber in Frankreich ist man schon so. Die neu auftauchenden Männer hebt man bis in die Wolken, um sie später, ohne sie zu warnen, wieder herabfallen zu lassen, und einem Andern nachzulaufen. Benützen wir die günstige Situation, theure Mutter, aber lassen wir uns nicht den Kopf verdrehen, und danken wir den Ereignissen, die mir geholfen haben. Ich habe mein Schifflein gut gesteuert, aber ich hatte den Strom für mich; als mich daher der Minister fragte, was ich wünschte, verlangte ich von ihm ein einfaches Consulat, wo wir ruhig leben werden, bis daß sich eine neue Gelegenheit bietet, ein Held zu sein.

Clara. Du hast immer Recht; — und Du wirst mich mitnehmen.

Jakob. Würde ich Dich entbehren können?

Clara. Wirklich wahr?

Jakob. Zweifelst Du daran?

Clara. Wie glücklich — wie stolz bin ich! denn ich bin Deine Mutter. Darüber darf man nichts sagen, nicht wahr . . . Dachtest Du manchmal in der Ferne an mich?

Jakob. Ich habe Dir immer pünktlich geschrieben.

Clara. Und ich danke Dir sehr dafür. Aber dachtest Du manchmal, wie glücklich ich sein mußte, glücklicher als eine Mutter nur sein konnte? denn Du bist Alles für mich, Jakob; ich habe weder Vater, noch Mutter, noch Gatten. Du bist meine ganze Vergangenheit, meine Gegenwart und meine ganze Zukunft. Du bist meine einzige Rechtfertigung; noch auf dieser Welt zu sein. Wenn Du stürbest, würde ich sterben.

Jakob. Was hast Du, theuerste Mutter, und weshalb diese traurigen Gedanken, in dem glücklichsten Augenblicke unseres Lebens?

Clara. Immer in den glücklichsten Augenblicken kommen uns die traurigsten Gedanken, wie um uns zu warnen, daß das Glück nicht stets da gewesen und nicht immer da sein werde, und dann . . .

Jakob. Und dann — was? — Was gibt's?

Clara. Dein Vater willigt ein, Dich anzuerkennen. Er war deshalb eine Viertelstunde nach Deiner Abreise zu uns gekommen.

Jakob. Was erzählst Du mir da?

Clara. Die Wahrheit . . . ich habe Dir deshalb nicht darüber geschrieben, weil Dein Vater Dir bei Deiner Zurückkunft eine Ueberraschung machen wollte.

Jakob. Und welche Ueberraschung, in der That! Aber die Marquise?

Clara. Die Marquise willigt ein,

Digitized by Google

Madame Sternay auch, alle Welt ist einig. Der Marquis ist äußerst liebenswürdig gewesen. Er adoptirt seinen Neffen, überträgt seinen Titel auf ihn, damit die Marquise ihre Zustimmung gab, daß ihr Sohn Dich anerkenne.

Jakob. Mein Gott, welche Verwicklungen?

Clara. Gleichviel, liebes Kind, wenn nur — —

Jakob. Wenn nur?

Clara. Wenn Du nur glücklich wirst . . . Du wirst Hermine heiraten.

Jakob. Und Du?

Clara. Oh! mein Gott — ich — ich werde mich nochmals opfern, wenn es sein muß.

Jakob. Dich opfern? — Haben sie von Dir etwas Besonderes verlangt . . . haben sie Dir Kummer, Verdruß verursacht?

Clara. Nein, sie haben nichts von mir verlangt. Ich selbst habe überlegt, über Deine Stellung nachgedacht, und ich sagte mir, daß für Deine Zukunft Dir der Name Deines Vaters nützlicher sein werde, als der meinige, und daß für das junge Mädchen, welches Dich liebt, und welches so geduldig und ergeben war, der Name und der Titel ihrer Familie wünschenswerther seien. Ich hatte nichts als meinen Namen, mein armes Kind, ich habe Dir ihn gegeben. Es ist der Name sehr geringer, armer und unwissender Leute, und als ich ihn, begleitet von so großen Lobeserhebungen, in den Zeitungen las, konnte ich es nicht verhindern, an diejenigen zu denken, welche ihn vor uns führten, an meine Mutter, an meinen Vater, der nicht einmal lesen konnte, und — (lächelnd) der nun einen Enkel hat, welcher die Welt errettet. Weißt Du, daß Gott sehr gütig gegen uns war, aber Du hast immer Deine Mutter geliebt und solche Kinder beschützt Gott! Du warst so liebevoll, so zärtlich, als Du klein warst! Ich sehe Dich noch in der Nähe des Tisches spielen, wo ich bis 2 und 3 Uhr Morgens arbeitete; Du schienst es damals schon zu verstehen, daß ich für Dich arbeitete. Du schlangst Deine kleinen Aermchen um mich und sagtest zu mir: Sei ruhig, Mütterchen, wenn ich groß sein werde, arbeite ich meinerseits für Dich, und Du wirst reich sein! — Reich! — Theures Kind! — Diese Erinnerungen erpressen mir Thränen, aber sie thun wohl. (Umarmen sich, Beide weinen.)

Jakob. Doch ich will nicht, daß Du weinst, liebste Mutter, im Gegentheil, Du sollst glücklich sein, glücklicher als Du jemals warst.

Clara. Oh! Nein, ich sehe wohl ein, daß sie jetzt, wo Du berühmt bist, nicht mehr wollen, daß Du mein Sohn seist.

Jakob. Ich? Du irrst Dich . . . So weißt Du denn nicht?. . . .

Siebenter Auftritt.

Vorige. Aristide.

Aristide. Wie, man weint hier schon um 11 Uhr Vormittags?

Jakob. Ja, ein wenig — um nicht ganz aus der Gewohnheit zu kommen.

Aristide. Man mußte mir auch etwas davon sagen, so würde ich früher wiedergekommen sein, wir hätten dann alle zusammen geweint. Nun — für ein andermal. Du warst also vorhin schon da, als wir noch hier waren? Du ließest uns fortgehen, um mit Deiner Mutter allein zu sein. Du hattest vollkommen Recht; aber der Diener machte mir ein Zeichen, ich verstand es, begleitete den Marquis ein wenig und verließ ihn dann unter irgend einem Vorwande. Ein ausgezeichneter Mann — der Marquis, aber ich wollte Dich vor ihm umarmen.

Jakob. Antworten Sie mir Pathe: Was ist's mit dieser Anerkennung, von welcher meine Mutter mir so eben sagte?

Aristide. Ah! Wahrhaftig! Du

Digitized by Google

wirst Herr Sternay heißen; Herr Graf von Sternay sogar, denn Du wirst adelig werden, in Folge der Combination, die Herr v. Sternay gefunden hat. Ja, ja, ja, Alles ist abgemacht. Deine Verheiratung, Dein Name, und was Du von der Regierung verlangen mußt. Du hast Dich um nichts mehr zu bekümmern. Du wirst mit Herrn Sternay und seiner Frau leben; welche Ehre! Dein Papa hat alles so eingerichtet; er liebt Dich sehr, Dein zärtlicher Herr Papa! Diese Liebe ist ihm ein wenig spät gekommen, aber Saperlot, er sucht's wieder einzubringen. Er wird die Marquise herführen. Halte Dich wacker! — Was Deine Mutter betrifft, welche Dich seit 25 Jahren erzogen, Dich nie verlassen hat und die Dich herzlich liebt — na, Du begreifst, — die kann jetzt zu gar nichts mehr nützen: An Jeden muß die Reihe kommen. Deine Mutter wird in die Provinz, in's Ausland gehen; wenn man sie nur nicht sieht, das ist die Hauptsache — So ist es!

Jakob. Also — Alles vollständig abgemacht — ? —

Aristide. Oh! Vollständig — ich bürge Dir dafür.

Jakob. Sie mußten tüchtig gelacht haben, als Sie dies Alles so mit ansahen!

Aristide. Nein, ich habe auf Dich gewartet, um mit Dir darüber zu lachen! —

Achter Auftritt.

Vorige. Sternay.

Sternay. Endlich sehe ich Dich wieder, mein theurer Jakob! (Umarmt ihn, bevor es Jakob hindern kann.)

Jakob. Guten Tag, mein lieber Herr Sternay — guten Tag . . . ich bin erfreut, Sie zu sehen.

Sternay. Wie! Mein lieber Herr Sternay . . . aber alle Welt kennt die Wahrheit — in meine Arme . . .

Jakob. Gleich — gleich . . . Und wie befindet sich die Frau Marquise?

Sternay. Sie kommt mit meiner Nichte, aber ich besitze ihre Vollmacht zu Allem. Der Marquis begleitet sie, ich wollte vor ihnen hier sein, so sehr hatte ich Eile . . .

Jakob. Da Sie also, mein Herr, den ganzen Familienrath repräsentiren und ich expreß zurückgekommen bin, um mich zu verheiraten und meine Mutter zu holen, so benütze ich es, da Fräulein Hermine noch nicht da ist, um Ihnen von Neuem officiell die Bitte vorzutragen, welche ich früher schon an Sie stellte. Ich heiße Jakob Vignot, habe nur meine Mutter; besitze 500,000 Franken Vermögen, bin Ritter der Ehrenlegion und Consul. Ich liebe Ihre Frl. Nichte, bin von ihr geliebt; ich habe also die Ehre, Sie um deren Hand zu bitten.

Sternay. Wir gewähren sie Ihnen, mein lieber Jakob, das ist schon beschlossen; nur irrten Sie sich, Sie heißen nicht mehr Jakob Vignot, sondern Jakob Sternay.

Jakob. Ich! Seit wann?

Sternay. Seitdem ich einwilligte, Sie anzuerkennen, seitdem ich Sie würdig befunden, meinen Namen zu führen.

Jakob. Sie sind wahrhaftig sehr gütig, aber Sie mußten mich früher davon benachrichtigen.

Sternay. Weil — —

Jakob. Weil ich, da ich keinen Namen hatte, mir selbst einen gemacht habe, und es würde also ein Pleonasmus herauskommen.

Sternay. Ich sagte überall, daß Sie mein Sohn wären.

Jakob. Ich bin gezwungen, Ihnen zu sagen, daß Sie Unrecht hatten, denn ich habe mir nirgends erlaubt zu sagen, daß Sie mein Vater wären.

Sternay. Aber die Heirat kann ohne diese Anerkennung nicht vollzogen werden.

Digitized by Google

Jakob. Alsdann kann ich nichts entscheiden, bevor ich mich nicht mit noch Jemanden berathen habe ....

Sternay. Und mit wem denn?

Neunter Auftritt.

Vorige. Marquis. Marquise. Hermine.

Jakob (sieht Herminen und die Andern eintreten). Mit meiner Gattin; denn da sie denselben Namen führen soll, wie ich, so hat sie das Recht, zu wählen, welcher von beiden ihr am besten gefällt.

Marquise (zu Clara). Guten Tag, Liebe ... (reicht ihr die Hand.)

Clara. Guten Tag, Madame.

Jakob (zu Hermine gehend). Sie kommen gerade recht, Hermine; ich erbat so eben von Neuem Ihre Hand von Ihrem Oheim, er hat sie mir bewilligt; ich bedarf jedoch noch einer Einwilligung, die ich erlangen muß.

Hermine. Welcher?

Jakob. Der Ihrigen.

Hermine. Haben Sie die nicht schon längst?

Jakob. Aber, als Sie mir dieselbe gaben, wußten Sie Vieles nicht, was Ihnen freilich auch jetzt noch unbekannt ist, Sie aber nun erfahren müssen... Wenn Sie Alles wissen, dann werden Sie volle Freiheit haben, Ihr Wort zurückzunehmen.

Hermine. Was ist's — reden Sie.

Jakob. Seit dem Tage, wo ich mir erlaubt habe, Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebte, Hermine, haben viele unerwartete Ereignisse mein Leben durchkreuzt. Zu der Zeit, wo ich Sie kennen lernte, glaubte ich nichts auf dieser Welt zu thun zu haben, als Sie zu lieben.

Hermine. Sie lieben mich also nicht mehr?

Jakob. Im Gegentheil, ich liebe Sie noch weit mehr; aber ich bin während der verflossenen 18 Monate um 10 Jahre gealtert. Ich bin kein Mann von Welt, bin kein junger Mann mehr, trotz meines Alters. Ich bin ein Mann der Arbeit und vielleicht ein Mann, der fortwährend zu kämpfen und zu ringen haben wird. Ich gehöre nicht mehr meinen Gefühlen allein an, ich gehöre meinem Vaterlande, welches mit übertriebener Großmuth den Dienst belohnte, den ich, vom Glücke begünstigt, ihm leisten konnte. Ich muß fern von Frankreich, fern von den Gebräuchen und zärtlichen Gewohnheiten Ihrer Jugend leben. Heißt dies nicht zu viel von Ihnen verlangen?

Hermine. Habe ich nicht 18 Monate im Kloster gelebt, um den Tag zu erreichen, wo ich Ihre Frau werden könnte? Und, unter uns, im Kloster ist es nicht sehr unterhaltend. Glauben Sie, daß ich während dieser 18 Monate nicht reiflich nachgedacht habe, und nicht errieth, daß ein Kummer Ihres Herzens zu trösten, ein Geheimniß Ihres Lebens zu achten sei, und daß Ihnen die Zukunft ein Unglück vergessen machen muß; daß ich Sie lieben müßte, nicht stärker als ich Sie schon liebte, denn dies wäre mir unmöglich gewesen, aber besser; — Sie verstehen mich, nicht wahr? — und daß ich mehr als Ihre Gattin, daß ich Ihre Freundin werden müßte! Ich habe mich reiflich geprüft, Jakob, ich wiederhole es Ihnen, und ich glaube die Gefährtin zu sein, welcher Sie bedürfen.

Jakob. Jetzt ist es meine Pflicht, Sie das Unglück kennen zu lernen, welches Sie geahnt hatten. Der Mann, den Sie lieben, Hermine, ist ein natürliches Kind. Meine Mutter war nie verheiratet, mein Vater hat mich nicht als seinen Sohn anerkannt. Deshalb widersetzte sich die Marquise unserer

Digitized by Google

Verbindung. Sie warf mir meine Geburt vor und verzieh mir dieselbe nicht. Willigen Sie nun doch ein, daß meine Mutter Sie Tochter nenne?

Hermine. Sie ist Ihre Mutter, Jakob; ich habe nicht nöthig, etwas Weiteres zu wissen.

Jakob. Jetzt geben Sie mir einen Rath ....

Hermine. O! Sprechen Sie....

Jakob. Mein Vater lebt noch. Er hat mich während mehr als 25 Jahren vergessen, heute bietet er mir seinen Namen an. Darf ich diesen Namen und den Titel, welcher ihn begleitet, annehmen, oder soll ich den Namen meiner Mutter behalten?

Hermine. Sie dürfen Ihrem Vater verzeihen, denn man muß immer verzeihen; aber Sie müssen den Namen behalten, den Sie schon verherrlicht haben, und den Sie noch berühmter machen werden. Dieser Name, von Ihnen geführt, ist die Entsühnung für Ihre Mutter, und die Belohnung für das, was sie für ihren Sohn gethan hat. Was mich betrifft, so will ich keinen anderen, so stolz bin ich auf diesen Namen.

Jakob. Theuerstes Mädchen! Ihr Herz ist für das meinige geschaffen und Sie haben mich ganz verstanden. (Clara Herminen vorstellend) Meine Mutter, Hermine!

Clara. Meine Tochter!

Marquise. Verzeihung, aber ...

Jakob. Ich weiß, was die Frau Marquise sagen will: von dem Augenblicke an, wo ich die abgeschlossenen Bedingungen nicht annehme, wären Sie Ihres Versprechens entbunden.

Marquise. Ganz richtig, mein Herr.

Jakob. Und meine Weigerung würde Schuld sein, daß Herr Sternay einen Titel verliert. Glücklicherweise hatte ich ebenfalls, während Herr Sternay so gütig war, sich mit mir zu beschäftigen, die Idee, mich mit ihm zu beschäftigen, und ich fand, um Alle zu versöhnen, ein Mittel, welches erwünscht sein dürfte. Der Minister fragte mich sehr gnädig, welche besondere Gunst ich mir im Augenblicke meiner Verheiratung wohl wünschte. Ich antwortete ihm: daß ich für mich nichts bedürfe; ferner daß ich in eine ehrenwerthe — aber bürgerliche Familie einträte; und ich erbat mir für den Chef dieser Familie den Grafentitel, da ich wüßte, daß er schon längere Zeit diesen Titel sehnlichst wünschte, der übrigens seinen Vorfahren angehört, und den er nur durch die Heirat seiner Mutter verloren hätte. Der Minister hat an Se. Majestät ausnahmsweise diese Bitte zu meinen Gunsten gestellt, und mir die Schriften übergeben, welche die Gewährung bestätigen. Hier sind sie, mein Herr. Von heute an sind Sie Graf.

Sternay. Sie haben sich edel gerächt, Jakob, aber wenn Sie mich nicht Ihren Vater nennen wollen, so werden Sie mir doch wohl erlauben, Sie meinen Sohn zu nennen?

Jakob (lächelnd). Ja, Herr Oheim. — Nun Pathe, was treiben Sie denn da?

Aristide. Ich? ... Ich weine!

Ende.

Digitized by Google

Aus J. B. Wallishausser's k. k. Hoftheater-Druckerei.

Digitized by Google

Unter der Presse befinden sich:

Die Dame mit den Camelien.

Schauspiel in fünf Aufzügen

von

Alexander Dumas (Sohn).

Deutsch von

P. J. Reinhard.

Das hohe C.

Lustspiel in einem Akt

von

M. A. Grandjean.

Ein Hut.

Lustspiel in einem Akt.

Frei nach Mad. Émile de Girardin,

von

M. A. Grandjean.

Digitized by Google